

# KONTRASTE

Nummer 5, Mai / Juni 2004

PRESSE- UND  
INFORMATIONSDIENST  
FÜR SOZIALPOLITIK

## SUCHT

330.000 ÖsterreicherInnen sind alkoholkrank .....	3
Früher Kontakt mit Alkohol, Tabak und Cannabis.....	4
Substanzkonsum aus der Perspektive sozialer Beziehungen.....	7
Das Internet - wieder eine neue Sucht? .....	11
Sich selbst beschenken .....	14
Arbeiten über alles? .....	17
Die Droge im Wohnzimmer .....	21
Drogenpolitik im Umbruch? .....	22
Politik - Drogen - Polemik - Wissen .....	26
Schulstress begünstigt Griff zur Droge.....	30

## SPEKTRUM

Die Hauptschule als Restschule der Nation? .....	31
Sabbaticals: „Ausstieg auf Zeit“ .....	34
IntegrationsschülerInnen auf Erfolgskurs .....	36

<b>BUC</b> HTIPPS .....	37
-------------------------	----

<b>VER</b> ANSTALTUNGEN .....	38
-------------------------------	----

## **Liebe Leserin, lieber Leser!**

*Eine aktuelle Statistik rückt die Dimensionen zurecht. Während zwischen 10.000 und 20.000 Personen hierzulande von illegalen Drogen (Heroin, Kokain,...) abhängig sind, ist die Zahl der ÖsterreicherInnen, die von legal erhältlichen Substanzen abhängig sind, um ein Vielfaches höher: 110.000 Personen gelten als medikamentensüchtig, 330.000 ÖsterreicherInnen sind alkoholkrank und rund 1,2 Millionen Personen werden von ExpertInnen zu den Nikotinsüchtigen gezählt. Zudem sind substanzungebundene Suchtformen stark im Steigen begriffen: 56.000 ÖsterreicherInnen sind pathologische Spieler, beinahe ebensoviele sind internetsüchtig und als stark kaufsuchtgefährdet gelten Schätzungen zufolge derzeit rund fünf Prozent der Bevölkerung.*

*Das Thema „Sucht“ lässt sich somit keineswegs auf illegale Substanzen einschränken, auch wenn diese gemeinhin primär mit der Thematik assoziiert werden. In der vorliegenden KONTRASTE-Ausgabe wurde dem Rechnung getragen: Einzelne Beiträge widmen sich „modernen“ Süchten wie der Internet-, der Fernseh-, der Kauf- und der Arbeitssucht. Auch diese Suchtformen weisen die wesentlichen Merkmale der substanzgebundenen Süchte auf: Kontrollverlust, notwendige sukzessive Dosiserhöhung, (psychische) Entzugerscheinungen und negative soziale Konsequenzen wie finanzieller Ruin oder zerrüttete Beziehungen. Grundsätzlich kann jedes menschliche Verhalten in Sucht ausarten, wenn dafür soviel Zeit aufgewendet wird, dass alles andere in den Hintergrund rückt und die psychosoziale Entwicklung einer Person dadurch beeinträchtigt ist. Suchtgefährdet sind insbesondere labile Persönlichkeiten mit wenig ausgeprägter „Ich-Stärke“, das Suchtverhalten dient häufig als Kompensation für eine unerfüllte Sehnsucht nach Zuneigung und Anerkennung, Respekt und Beachtung.*

*Nicht gering schätzen sollte man allerdings auch die gesellschaftlichen Einflussfaktoren: In der Untersuchung von Gerich und Lehner wurde die Bedeutung des Einflusses des sozialen Umfeldes (Freunde, Eltern) auf die Entwicklung von Konsumpräferenzen bzgl. Tabak- und Hanfprodukte deutlich. Und was die Makroebene betrifft, sind deutsche Untersuchungen zum Phänomen Kaufsucht sehr aufschlussreich: Waren 1991 in den*

*neuen Bundesländern (Ex-DDR) noch deutlich weniger Personen kaufsuchtgefährdet als in Westdeutschland, so hat sich binnen zehn Jahren diesbezüglich ein markanter „Aufholprozess“ vollzogen: Das Phänomen ist in den neuen Ländern jetzt ebenso verbreitet wie in den alten; die Zahl der Kaufsuchtgefährdeten hat sich in Ostdeutschland zwischen 1991 und 2001 mehr als versechsfacht. Das veränderte Warenangebot, aber auch die Wirkung der Produkt- und der Kreditwerbung dürften hierfür vor allem ausschlaggebend gewesen sein.*

*Will man präventive Maßnahmen setzen, um Suchtverhalten frühzeitig zu erkennen und zu bekämpfen, sind gesellschaftliche Aspekte unbedingt mit zu berücksichtigen. Bei suchtgefährdeten Jugendlichen etwa empfehlen ExpertInnen insofern neben einer „Ich-Stärkung“ eine Aufwertung der Kreativität gegenüber der vorherrschenden Leistungslastigkeit sowie die Entwicklung einer offenen Beziehungskultur zwischen LehrerInnen, Eltern und SchülerInnen. Ein anderer Ansatz ist die sogenannte Peer Education, wo bestimmte Jugendliche bezüglich Drogen, Sucht und damit zusammenhängender Gefahrenpotenziale ausgebildet werden und dieses Wissen dann im Freundeskreis weiter verbreiten. Würden derartige präventive Maßnahmen stärker als bisher forciert werden, könnte man vermutlich einiges an sozialen und ökonomischen Folgekosten des Konsums legaler wie illegaler Drogen vermeiden. Bedauerlicherweise geht die herrschende Drogenpolitik in Österreich derzeit in eine andere Richtung: Knapp zwei Drittel der öffentlichen Aufwendungen bezüglich illegaler Drogen entfallen - bei steigender Tendenz - auf repressive Maßnahmen (Polizei, Justiz), etwa ein Drittel wird für Therapie aufgewendet und nur knapp zwei Prozent werden für Prävention zur Verfügung gestellt. Eine Richtungsänderung hin zu einem ausgewogeneren Verhältnis dieser „drei Säulen“ der Drogenpolitik erscheint dringend erforderlich, meint*

*Ihre  
KONTRASTE-Redaktion*

## 330.000 ÖsterreicherInnen sind alkoholkrank

*Alkohol ist nach wie vor Österreichs „Volksdroge Nummer eins“. Der Alkoholkonsum der ÖsterreicherInnen ist seit 1994 zwar leicht rückläufig, stagniert aber auf hohem Niveau. Immer mehr Frauen beginnen mehr oder weniger stark zu trinken. Sie setzen Alkohol vielfach als „Medikament“ in Krisenfällen ein.*

In einer aktuellen Umfrage, an der 645 Personen teilnahmen, bekannten 14,6 Prozent der Befragten täglichen Alkoholkonsum. 24,7 Prozent gaben an, zwei bis drei Mal pro Woche Alkohol zu trinken. 24 Prozent bezeichneten sich als Gesellschaftstrinker, die nur am Wochenende mit Freunden zu Bier und Wein greifen und 23,9 Prozent gaben an, nur einmal pro Monat Alkohol zu konsumieren. 12,9 Prozent behaupteten, nie alkoholische Getränke zu sich zu nehmen.

Mit einem Konsum von durchschnittlich 135,5 Liter Bier und rund 36 Liter Wein pro Jahr trinken ÖsterreicherInnen über 16 Jahre allerdings etwas mehr als die von den Fachleuten gerade noch tolerierten Tagesmengen. Als gesundheitsbedrohlich gilt bei Frauen ein längerfristiger Durchschnittstageskonsum jener Menge Alkohols, die in zwei Viertel Wein oder in zwei Krügel Bier enthalten ist. Für Männer wird es ab drei Viertel Wein oder drei Krügel Bier bedenklich.

Alkohol ist nach wie vor Österreichs „Volksdroge Nummer eins“. So gelten rund 330.000 Menschen als alkoholkrank. Knapp 900.000 ÖsterreicherInnen konsumieren Alkohol in einem gesundheitsschädlichen Ausmaß. Diese Zahlen bedeuten, dass etwa 20 Prozent der Erwachsenen ein Alkoholproblem haben. Pro Jahr sterben in Österreich etwa 8.000 Menschen an den Folgen des Alkoholkonsums, berichtet die Gesundheitsplattform.

### „Vererbte“ Sucht

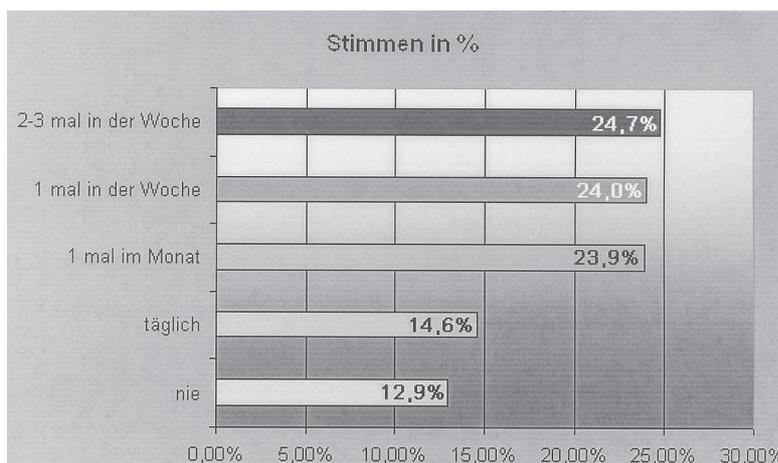
Fast 100.000 Kinder leben in Österreich in Familien mit einem alkoholabhängigen Elternteil. Weitere 250.000 Kinder – so vorsichtige Schätzungen – haben Eltern mit problematischem Alkoholkonsum. Vermutlich sind es jedoch mehr. Diese Konstellation hat fatale Auswirkungen: 22 Prozent der Kinder aus so genannten Suchtfamilien übernehmen die Suchtform. Sie haben das achtfache Risiko, ebenfalls abhängig zu werden.

Dies zeigt sich auch bei den Patienten der Trinkerheilstätte Kalksburg: 43 Prozent von ihnen haben oder hatten alkoholranke Eltern. Knapp ein Fünftel der dort Behandelten hat auch einen alkoholkranken Partner.

### Alkoholismus bei Frauen im Ansteigen

Im Vorjahr wurde in Kalksburg eine neue Frauenstation mit 66 Betten eröffnet. „Der Alkoholismus bei Frauen hat sich in den vergangenen zehn Jahren verstärkt. Gab es früher eine Relation von alkoholkranken Männern zu Frauen von 4:1, liegt dieses Verhältnis laut jüngsten Erhebungen bereits bei 3:1“, warnt Rudolf Mader, der Chef des Anton-Proksch-Instituts (API) in Kalksburg. Damit hat die Zahl der alkoholkranken Frauen bereits die 100.000er-Marke überstiegen. „Frauen sind mit einem Durchschnittsalter von 34 Jahren bei der Aufnahme bei uns um sieben Jahre älter als Männer. 25 Prozent haben Matura oder Hochschulabschluss. Die pathologische Trinkdauer bis zur Behandlung beträgt

### „Genuss oder Gefahr: Wie oft trinken Sie Alkohol?“



Zeitraum: Dezember 2003 - Jänner 2004

Art: Online-Umfrage

Sample: 645 UmfrageteilnehmerInnen, davon 52% weiblich, 48% männlich - ohne Mehrfachnennungen

Struktur: 0 bis 15 Jahre 5% - 16 bis 20 Jahre 25% - 21 bis 30 Jahre 48% - 31 bis 40 Jahre 18% - 51 bis 60 Jahre 2% - über 61 Jahre 2%

Quelle: Ad-Locator BenutzerInnen-Umfrage November 2003

bei Frauen rund zehn Jahre und ist damit in Vergleich zu den 15 Jahren bei den Männern um ein Drittel kürzer“, erläutert Senta Feselmayer, die Leiterin der Psychologischen Abteilung am Institut.

Frauen trinken zumeist anders als Männer, auch wenn sie sich offenbar zunehmend ein negatives Beispiel an diesen nehmen, sagt Senta Feselmayer: „Sie setzen den Alkohol mehr als Medikament ein. Sie steigen später ein, haben aber auch rascher gesundheitliche Probleme.“ Oft stecken Angststörungen, Depressionen, Schmerzen und/oder Kindheitstraumen hinter dem vergleichsweise schnellen Abgleiten in die Abhängigkeit. Deshalb müssten auch diese Störungen gemeinsam mit der Sucht behandelt werden. Frauen erkennen in der Regel ihr Alkoholproblem früher als Männer und haben

üblicherweise auch eine höhere Bereitschaft, sich einer Therapie zu unterziehen.

Deutsche Untersuchungen bestätigen die Erfahrungen der heimischen Experten: Auch in Deutschland greifen immer mehr Frauen zum Alkohol. Die Untersuchungen ergaben, dass Frauen mit einem Alkoholproblem auffallend oft zu Perfektionismus neigen. Den eigenen Ansprüchen nicht genügen zu können, lässt diese Frauen oft immer tiefer in die Abhängigkeit abgleiten. Trinken bei Frauen spielt sich – anders als bei männlichen Trinkern, die öffentlich akzeptiert „einen Schluck nehmen“ – meist heimlich und zu Hause ab.

**Quellen:** science.orf.at; www.gesund.co.at; Salzburger Nachrichten, 5.6.2003

## Früher Kontakt mit Alkohol, Tabak und Cannabis

*Deutschland hat sich 2003 erstmals an der „Europäischen Schülerstudie zu Alkohol und anderen Drogen“ (ESPAD) beteiligt. Befragt wurden SchülerInnen der neunten und zehnten Jahrgangsstufe in sechs deutschen Bundesländern. Themen der Untersuchung waren der Konsum psychoaktiver Substanzen sowie die persönlichen Einstellungen und Risikoabschätzungen der SchülerInnen.*

Die Befragungsergebnisse verdeutlichen die Relevanz der Studie für präventive Zwecke. So zeigt sich im Raucherbereich besonders deutlich ein Phänomen, das aus Studien über klinische Gruppen bereits bekannt ist und in moderne verhaltenstherapeutische Programme zur Raucherentwöhnung Eingang gefunden hat: Jugendliche, die selbst rauchen, schätzen die Häufigkeit des Tabakkonsums in ihrer Altersgruppe weit höher ein als Nichtraucher, und auch weit höher als sie tatsächlich ist. Für Gerhard Bühringer vom Münchner Institut für Therapieforschung lässt sich daraus indirekt ableiten, dass Personen, die stärker auf das Verhalten ihrer altersgleichen Bezugsgruppe achten und somit eher beeinflussbar sind, stärker dem Risiko eines frühen regelmäßigen Rauchens unterliegen. Für präventive Maßnahmen bedeutet dies unter anderem, dass die subjektiv wahrgenommene hohe Prävalenz des Rauchens in der gleichen Altersgruppe relativiert werden muss.

Bezüglich des Alkoholkonsums spielen neben Bier zunehmend vorgemischte Getränke mit Spirituosen (Alkopops) eine erhebliche Rolle (siehe Kasten). Zum Beispiel zeigt sich bei der Analyse der Trinkmuster, dass Mädchen am häufigsten Alkopops trinken, vor den an-

deren alkoholischen Getränken. Der frühzeitige, regelmäßige Konsum von Spirituosen (in den Mischgetränken) birgt erhebliche Risiken im Hinblick auf die Entwicklung akuter und chronischer langfristiger Störungen. Die Daten über illegale Drogen zeigen im Vergleich zu früheren Studien für ähnliche Altersgruppen eine weitere Zunahme der Drogenerfahrung wie auch des aktuellen Drogenkonsums.

### Mehr Mädchen als Buben rauchen

Von den befragten Schülerinnen und Schülern haben 78 Prozent mindestens einmal in ihrem Leben (Lebenszeitprävalenz) und 47 Prozent innerhalb der letzten 30 Tage vor der Erhebung (30-Tage-Prävalenz) geraucht. Geschlechtsspezifische Auswertungen zeigen, dass mehr Mädchen als Buben rauchen. Von den Schülerinnen haben 79 Prozent gegenüber 76 Prozent bei den Schülern jemals im Leben geraucht. Von einem aktuellen Konsum berichteten 48 Prozent der weiblichen gegenüber 45 Prozent der männlichen Schüler. Für die Schüler von Hauptschulen wurden die höchsten Prävalenzwerte hinsichtlich Lebenszeiterfahrung (84%) und aktuellem Konsum (57%) und für die Gymnasiasten die

niedrigsten (71% bzw. 37%) ermittelt. Insgesamt 35 Prozent der befragten Jugendlichen rauchen täglich Zigaretten (30-Tage-Frequenz).

Mädchen machen in jungen Jahren etwas später erste Erfahrungen mit Tabak, ab dem 14. Lebensjahr haben jedoch entwicklungsbedingt mehr Mädchen als Buben bereits Erfahrung mit Tabak. Bei der Beurteilung der Verbreitung des Tabakkonsums unter Gleichaltrigen konnten Fehleinschätzungen beobachtet werden. Die Jugendlichen schätzen den Tabakkonsum Gleichaltriger höher ein, als er tatsächlich ist. Das Risikobewusstsein ist gering ausgeprägt: Über 90 Prozent der Schülerinnen und Schüler sehen in einem gelegentlichen Zigarettenkonsum kein Risiko für körperliche oder sonstige Schädigungen. Mädchen stufen das Risiko geringer ein als Buben.

### Mischgetränke im Vormarsch

Von den befragten Schülerinnen und Schülern haben bloß drei Prozent bisher abstinent gelebt und noch nie im Leben Alkohol getrunken. Bezogen auf die letzten zwölf Monate waren sechs Prozent der Buben und fünf Prozent der Mädchen abstinent, in den letzten 30 Tagen 15 Prozent der Buben und 16 Prozent der Mädchen. Die Abstinenzquote für jeden abgefragten Zeitraum war bei den Hauptschülern gegenüber Schülern anderer Schulformen am höchsten.

Jugendliche trinken nicht alle alkoholischen Getränke im gleichen Umfang. In den 30 Tagen vor der Erhebung wurden am häufigsten Alkopops getrunken (63%), gefolgt von Bier (56%), Spirituosen (51%) und Wein/Sekt (50%). Dabei haben mehr Buben als Mädchen Bier und Spirituosen getrunken, während Mädchen eher Wein/Sekt getrunken haben. Den Konsum von Alkopops berichten annähernd gleich viele Schülerinnen und Schüler. Einen häufigen Konsum (zehnmal oder öfter) innerhalb der letzten 30 Tage gaben 13 Prozent der Jugendlichen an, mit 18 Prozent deutlich mehr Buben als Mädchen (9%). Über die Hälfte der Schülerinnen und Schüler, die zur letzten Trinkgelegenheit Bier, Wein/Sekt, Alkopops oder Spirituosen getrunken haben, tranken geringe Mengen von bis zu zwei Gläsern des Getränks. Einen hohen Konsumumfang (ab fünf Gläser/Flaschen) bei der letzten Trinkgelegenheit berichten 25 Prozent der Konsumenten von Spirituo-

sen, 22 Prozent der Biertrinker, 17 Prozent der Alkopopstrinker und sechs Prozent der Wein/Sekttrinker. Der Anteil der Hauptschüler, die Alkohol trinken, ist geringer als bei Schülern anderer Schulformen, aber Hauptschüler trinken häufiger, d.h. zu mehr Trinkgelegenheiten und in höheren Mengen Alkohol als andere Schüler. Insgesamt 38 Prozent der befragten Jugendlichen berichten von Trunkenheitserlebnissen in den letzten 30 Tagen. Bis zum Alter von 14 Jahren waren 50 Prozent der Schülerinnen und Schüler mindestens einmal betrunken, bis zum Alter von 16 Jahren hatten 80 Prozent mindestens ein Rauscherlebnis.

Alkopops sind die Getränke, die von den befragten Jugendlichen am häufigsten eingekauft wurden (37%), gefolgt von Bier (31%), Spirituosen (28%) und Wein/Sekt (19%). Das deutsche Jugendschutzgesetz verbietet die Abgabe von Bier und Wein/Sekt an Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren sowie die Abgabe von Spirituosen (inkl. Alkopops) an Jugendliche unter 18 Jahren. Dessen ungeachtet zeigt eine Gegenüberstellung der Konsumhäufigkeit von 15- und 16jährigen Schülerinnen und Schülern eher geringe Unterschiede im Hinblick auf das Einkaufsverhalten von Bier und Wein/Sekt. Auch der Einkauf von Alkopops und Spirituosen war 41 Prozent bzw. 27 Prozent der 16jährigen oder älteren Jugendlichen möglich.

Die von den Schülerinnen und Schülern geäußerte Wirkerwartung zeigt eine eher positive als negative Haltung gegenüber dem Alkoholkonsum. Mehr als die Hälfte der Jugendlichen meint, durch den Konsum alkoholischer Getränke Spaß zu haben, die Kontaktfreudigkeit steigern zu können sowie Glücksgefühle und Entspannung hervorrufen zu können. Als Probleme, die sich im Zusammenhang mit Alkoholkonsum ergeben hatten, wurden von den Schülerinnen und Schülern Sachbeschädigungen, Unfall und Verletzung am häufigsten genannt.

### Regelmäßiger Cannabiskonsum eher selten

33 Prozent der Schülerinnen und Schüler berichten, jemals in ihrem Leben irgendeine illegale Droge (Cannabis, Amphetamine, Ecstasy, LSD, Kokain, Crack oder Heroin) probiert zu haben. Mit einer Lebenszeitprävalenz von 31 Prozent ist Cannabis die am häufigsten konsumierte Substanz. Andere illegale Substanzen wur-

den von weniger als fünf Prozent der Befragten im Leben mindestens einmal probiert. Von weiteren psychoaktiven Substanzen, die nicht als illegal einzustufen sind (Schnüffelstoffe, Pilze, Tranquilizer/Sedativa, ...), haben die Jugendlichen am häufigsten Erfahrungen mit Schnüffelstoffen (11%). Im Jahr vor der Erhebung haben 26 Prozent der Jugendlichen mindestens einmal eine illegale Substanz probiert und 15 Prozent in den letzten 30 Tagen. Verglichen mit den relativ hohen Erfahrungswerten des Cannabiskonsums ist eine häufigere Einnahme dieser Substanz eher selten. Nur fünf Prozent der Jugendlichen gaben an, im letzten Monat öfter als einmal pro Woche Cannabis konsumiert zu haben. Von einem mindestens einmaligen Cannabiskonsum berichten mehr Buben als Mädchen. Keine oder geringe geschlechtsspezifische Unterschiede zeigen sich hinsichtlich des Konsums anderer illegaler Substanzen. Die seit Anfang der 1990er Jahre zu beobachtende Abnahme der Differenz zwischen den Geschlechtern hinsichtlich der Drogenerfahrung hat somit in einer diesbezüglichen Gleichverteilung ihr vorläufiges Ende gefunden.

Das Risiko für eine Schädigung der Gesundheit, das sich durch eine regelmäßige Einnahme von Kokain ergibt, wird von den meisten Jugendlichen sehr hoch eingestuft, gefolgt von dem Risiko durch regelmäßigen Konsum von Ecstasy, LSD und Amphetaminen. Die gesundheitliche Gefährdung, die von einem regelmäßigen Konsum von Cannabis ausgeht, wird dagegen von nur etwas mehr als der Hälfte der Jugendlichen als hoch eingeschätzt. Bei jeweils 3,2 Prozent aller Schüler konnten drogenbedingte Probleme mit Eltern oder Freunden festgestellt werden.

### **Ausbau präventiver Maßnahmen erforderlich**

Durch die Ergebnisse der ESPAD-Studie sieht sich die Drogenbeauftragte der deutschen Bundesregierung, Marion Caspers-Merk, in ihrer Intention bestärkt, den Schwerpunkt ihrer Arbeit auf die Suchtprävention bei Kindern und Jugendlichen zu legen, denn „je früher der riskante Konsum von Suchtmitteln aufgenommen wird, desto schneller kann sich eine Abhängigkeit einstellen“. Die deutsche Regierung setzt zum einen auf Primärprävention, dazu gehören zum Beispiel die Informationen zum Rauchen speziell für Mädchen. Zum anderen werden Angebote der Sekundärprävention für die

Gruppe der Jugendlichen entwickelt, die bereits Konsumerfahrung haben und bei denen dadurch eine Verhaltensänderung erzielt werden soll. Als Beispiele hierfür führt Caspers-Merk das Bundesmodellprojekt ‚FreD‘ (Frühintervention bei erstauffälligen Drogenkonsumenten) und das neue Pilotprojekt „Halt“ an, in dem es darum geht, Jugendlichen mit auffälligem Alkoholkonsum gezielt Hilfen anzubieten. Caspers-Merk hofft, dass sich viele deutsche Bundesländer an dem Projekt beteiligen. [hs]

**Quellen:** Ludwig Kraus et al.: Die Europäische Schülerstudie zu Alkohol und anderen Drogen (ESPAD): Befragung von Schülerinnen und Schülern der 9. und 10. Klasse in Bayern, Berlin, Brandenburg, Hessen, Mecklenburg-Vorpommern und Thüringen, IFT-Berichte Bd. 141, Institut für Therapieforschung, München 2004; Pressemitteilung des BMGS vom 25.2.2004

### **Internationale Studie über Alkohol- und Drogenkonsum bei Jugendlichen**

Die europäische Schülerbefragung zu Alkohol und anderen Drogen (ESPAD) untersucht Umfang, Einstellungen und Risiken des Alkohol- und Drogenkonsums unter Schülerinnen und Schülern. Die Studie wird seit 1995 im Abstand von vier Jahren in über 30 europäischen Ländern durchgeführt. Die Studie wird vom „Swedish Council for Information on Alcohol and other Drugs (CAN)“ koordiniert und von der „Co-operating Group to Combat Drug Abuse and Illicit Trafficking in Drugs“ (Pompidou Group) des Europäischen Rates unterstützt.

Für eine Beteiligung an der Studie haben sich in Deutschland die Bundesländer Bayern, Berlin, Brandenburg, Hessen, Mecklenburg-Vorpommern und Thüringen entschieden. Die Stichprobengrößen wurden so festgelegt, dass aussagekräftige Daten für jedes Land zur Verfügung stehen und darüber hinaus in einer Gesamtschau aus den verschiedenen Ländern Aussagen für Deutschland abgeleitet werden können. Die Grundgesamtheit bilden alle Schülerinnen und Schüler der 9. und 10. Jahrgangsstufe an Regelschulen in den genannten Bundesländern. Die Datenerhebung erfolgte im März/April 2003 als schriftliche Befragung im Klassensetting. Insgesamt standen Daten von 11.043 Schülerinnen und Schülern für die Auswertung zur Verfügung.

## Maßnahmen gegen „Alkopops“

Cool klingende Namen wie „Bacardi Breezer“ oder „Smirnoff Ice“ zieren die Etiketten der handlichen 0,3-Liter-Flaschen. Die Werbung für diese Modegetränke vermittelt Lebenslust, Lifestyle sowie eine Mischung aus Erotik und karibischem Flair. Bei der Jugend kommt das gut an. Zur Zeit sind „Alkopops“ – so die offizielle Bezeichnung - laut Angaben der Eidgenössischen Alkoholverwaltung „das weltweit am stärksten wachsende Konsumgut“. Im Vorjahr wurden insgesamt mehr als 200 Millionen Flaschen verkauft.

Ärzte warnen schon länger vor dem Konsum von Bier- und Saftmischgetränken mit Zusatz von hochprozentigem Alkohol wie Rum, Wodka oder Whiskey. Im Durchschnitt beträgt ihr Alkoholgehalt zwischen fünf und sechs Prozent (mehr als bei normalem Bier). Kohlensäure und hoher Zuckergehalt verstärken die berauschende Wirkung, weil der Alkohol schneller ins Blut geht. Besonders gefährlich dabei ist, dass der Alkoholgehalt nicht am Geschmack zu erkennen ist. Damit sind diese Getränke auch schon bei Kindern beliebt, die ansonsten noch nicht auf die Idee kommen, Bier oder Wein zu trinken.

Um den Vormarsch der Trendgetränke zu stoppen, arbeitet die deutsche Bundesregierung derzeit an einer Strafsteuer auf derartige Getränke. Man will damit ausländischen Beispielen folgen: In Frankreich wurde bereits 1997 eine Zusatzsteuer eingeführt, die den Endverkaufspreis im Schnitt verdoppelt hat. Danach sei dort der Markt für Alkopops praktisch zusammen gebrochen, erklärt Marion Caspers-Merk, die Drogenbeauftragte der deutschen Bundesregierung. In der Schweiz wurde die Alkoholsteuer auf Alkopops um 300 Prozent erhöht, eine Flasche kostet im Handel jetzt umgerechnet rund 2,50 Euro.

Auch in Österreich wird die Politik mittlerweile dahingehend aktiv. In Tirol soll der Genuss der „Alkopops“ für Jugendliche zwischen 16 und 18 Jahren verboten werden, und zwar durch eine Novelle des Jugendschutzgesetzes, für die sich der Tiroler Landtag Mitte Mai mit großer Mehrheit aussprach. Ähnliche Überlegungen gibt es auch in anderen Bundesländern. Bundesweit sollte auch in Österreich eine Zusatzsteuer für alkoholische Mischgetränke eingeführt werden, verlangten die Tiroler Abgeordneten.

Quellen: APA; Der Standard, 14.5.2004; dpa; freenet.de; Salzburger Nachrichten, 15.5.2004

## Substanzkonsum aus der Perspektive sozialer Beziehungen

Im Rahmen der Suchtforschung sind immer wieder Hinweise zu finden, die vom Einfluss des sozialen Netzwerkes bzw. von Gruppeneffekten im Bereich des Substanzkonsums sprechen. Wir wissen, dass der Konsum von Alkohol und Nikotin unter Jugendlichen - wenigstens zum Teil - vom Konsumverhalten der Eltern abhängt. So steigt – um nur ein Beispiel zu nennen - nach Broekman (1999) der Anteil der ProbiererInnen unter den Kindern und Jugendlichen bei Alkohol von 38,5 Prozent (geringer Konsum der Eltern) auf 57,6 Prozent, wenn die Eltern einen hohen Alkoholkonsum aufweisen. In der Literatur finden sich durchwegs konsistente empirische Ergebnisse hinsichtlich der Zusam-

menhänge zwischen Substanzkonsum, -affinität und -akzeptanz einer Person und den entsprechenden Ausprägungen dieser Variablen im persönlichen Netzwerk (z.B. Gaughan 2003; Valente 2003; Leppin 2000; Bullers et al. 2001; Haynie 2001; Baumann / Ennett 1996; Kandel 1996). Stellvertretend kann mit Baumann und Ennett festgehalten werden: „The best predictors of adolescents' substance use are the proportion of friends, who are users and their friends' tolerance of use“ (Baumann / Ennett 1996, 185).

Die Hinweise des Einflusses von „Netzwerkmerkmalen“ auf das Konsumverhalten von Personen entstam-

men zumeist Forschungen, die mit unterschiedlichen Einschränkungen behaftet sind. So sind in diesen Forschungsdesigns teilweise lediglich Fragen zum Ausmaß des elterlichen Konsums verschiedener Substanzen zu finden oder es werden nur generalisierte Informationen zum Konsum im Freundeskreis erhoben. Ein wesentliches Defizit dieser Untersuchungen kann darin gesehen werden, dass das soziale Umfeld in den Fragestellungen vorgegeben ist (Eltern, Schulklasse, bester Freund, etc.). Damit wird einerseits das soziale Netz auf ein paar – per Definition wesentliche – Netzwerkpersonen eingeschränkt. Andererseits werden dadurch genau jene angeführten Personen als potenzielle Einflussfaktoren von Substanzkonsum festgeschrieben. Durch generalisierte Frageformulierungen (z.B.: „Wie viele in deiner Clique sind Raucher?“) werden zumeist die Anteile der konsumaffinen Netzwerkpersonen nur sehr ungenau erhoben. Zudem bezieht sich die Mehrzahl der Untersuchungen auf die US-amerikanische Gesellschaft. Eine Übertragung dieser Ergebnisse auf den europäischen Kulturraum dürfte nicht ohne weiteres möglich sein. Ebenso bezieht sich die überwiegende Zahl der Untersuchungen auf Schulkinder mit zumeist geringen Prävalenzraten bzw. vorwiegendem Probierkonsum.

In diesem Artikel wird eine Untersuchung zum Substanzkonsum Linzer Studierender vorgestellt, für die im Hinblick auf die Überwindung der erwähnten Einschränkungen traditioneller Erhebungsverfahren das Konzept von egozentrierten Netzwerkanalysen gewählt wurde. Bei dieser Art der Erhebung hat jede/r Befragte die Chance, sein eigenes soziales Umfeld zu nennen und im Anschluss daran weitere Informationen – in unserem Fall vorwiegend Informationen zum Substanzkonsum der genannten Netzwerkpersonen – zu geben. Dabei wird nicht von vornherein ein bestimmter Personenkreis vorgeschrieben. Statt dessen werden verschiedene Arten sozialer Beziehungen<sup>1</sup> präsentiert und die befragten Personen nennen Namen von Bekannten, mit denen sie solche Beziehungen unterhalten.

Die Zielgruppe dieser Untersuchung (Frühjahr / Sommer 2001) waren alle im Sommersemester 2001 an der Universität Linz inskribierten Studierenden. Als Auswahlverfahren wurde aus Kosten- und Zeitgründen und auch im Hinblick auf die Erreichbarkeit der Studierenden ein Quotaverfahren mit den Quotenmerkmalen Studienrichtung und Geschlecht angewandt. Insgesamt

wurden 299 Personen befragt, wobei von 297 Befragten (177 Studenten = 59,6% und 120 Studentinnen = 40,4%) gültige Aussagen vorliegen. Aufgrund des hohen Erhebungsaufwandes von egozentrierten Netzwerken wurden die Interviews als Computerbefragungen durchgeführt. Eine detaillierte Beschreibung dieses Erhebungsverfahrens findet man in Gerich / Lehner (2003).

Wie bereits erwähnt, waren die zentralen Fragen der Untersuchung auf den Substanzkonsum der Befragten selbst und deren Netzwerkmitglieder fokussiert. In diesem Beitrag sollen lediglich einige Aspekte des Zigaretten- und Hanfkonsums betrachtet werden.

Hinsichtlich des eigenen Rauchverhaltens und des Hanfkonsums der befragten Studierenden gibt die nachstehende Tabelle nähere Auskunft:

**Häufigkeitsverteilungen des Rauchverhaltens und des Konsums von Hanfprodukten**

Rauchverhalten	%	absolut
immer Nichtraucher	41,1	122
aufgehört zu rauchen	15,8	47
selten Raucher	8,4	25
mehrmals pro Woche	4,0	12
täglich	30,6	91

Hanfkonsum	%	absolut
nie	49,5	147
einmal	11,4	34
ein paar Mal	20,2	60
mehrmals	10,4	31
regelmäßig	8,4	25

Rund 41 Prozent der Studierenden gaben an, immer NichtraucherInnen gewesen zu sein und knapp 16 Prozent haben zum Zeitpunkt der Erhebung mit dem Rauchen aufgehört. Nicht ganz ein Drittel raucht täglich. Die restlichen Studierenden rauchen Zigaretten entweder mehrmals in der Woche (4,0%) bzw. seltener (8,4%). Hanfprodukte wurden von knapp der Hälfte der Befragten (noch) nie konsumiert. Mehrmaligen bis regelmäßigen Konsum von Hanf gab rund ein Fünftel an und ein weiteres Fünftel gab an, bloß ein paar Mal Hanfprodukte konsumiert zu haben. Die restlichen rund 11 Prozent hatten bis zum Erhebungszeitpunkt wenigsten einmal Hanf konsumiert. Insgesamt haben also

nach eigenen Angaben knapp mehr als die Hälfte der Befragten zumindest einmal Hanfprodukte konsumiert. Jene knapp 50 Prozent, welche noch nie Hanfprodukte konsumiert haben, wurden auch danach befragt, ob sie es sich vorstellen könnten, diese Produkte „irgendwann einmal auszuprobieren“. Auf diese Frage antworteten 21 Prozent der Nicht-Konsumenten mit „möglicherweise“ oder „ja, sicher“.

In den beiden nachstehenden Tabellen sind nun die Zusammenhänge zwischen dem Substanzkonsum der Befragten und dem Anteil jener Netzwerkpersonen, für die angegeben wurde, dass sie diese Substanz konsumieren, dargestellt.

**Eigenes Rauchverhalten und Raucheranteile im persönlichen Netzwerk**

eigenes Rauchverhalten	Raucheranteil im Netzwerk in %
immer Nichtraucher	32,5
aufgehört zu rauchen	48,0
seltener Konsum	39,5
mehrmals pro Woche	56,7
täglich	63,5

**Eigener Hanfkonsum und Anteile der Hanfkonsumenten im persönlichen Netzwerk**

eigener Hanfkonsum	Durchschn. Anteil am Hanfkonsum im Netzwerk in %
nie	19,6
einmal	32,2
ein paar Mal	50,0
mehrmals	67,0
regelmäßig	89,4

n=297

In beiden Tabellen ist deutlich zu erkennen, dass sowohl die durchschnittlichen Anteile der RaucherInnen als auch die durchschnittlichen Anteile der HanfkonsumentInnen im sozialen Netzwerk mit dem eigenen Konsum ansteigen. War die befragte Person immer NichtraucherIn, so wurde bei rund einem Drittel der Netzwerkpersonen angegeben, dass sie Raucher seien. Im Gegensatz dazu sind zwei Drittel der Netzwerkpartner auch RaucherInnen, wenn die befragte Person selbst angibt, täglich zu rauchen. Bei Befragten, die noch nie Hanf konsumiert haben, ist auch der Anteil der Netzwerkmitglieder mit „Hanferfahrung“ von knapp 20

Prozent gering. Ist die befragte Person hingegen ein regelmäßiger Konsument von Hanfprodukten, so spiegelt sich dies im Konsumverhalten seiner Netzwerkpersonen wider. Beinahe 90 Prozent der Netzwerkpersonen werden in diesem Fall ebenfalls als Hanfkonsumenten bezeichnet<sup>2</sup>.

**Erklärungsansätze für die festgestellten Zusammenhänge**

Die Frage, wie diese Zusammenhänge zu erklären sind, wird in der Literatur kontroversiell diskutiert. Auf der Basis von Lerntheorien (z.B. Theorie des Modelllernens, Bandura 1977 oder Differential Reinforcement Theory, Akers 1978) wird angenommen, dass ein Konsumverhalten des persönlichen sozialen Netzwerkes übernommen wird, die persönlichen Netzwerkmitglieder also einen verhaltenswirksamen Einfluss auf Personen ausüben.

Da die Kausalrichtung der Zusammenhänge zumeist nicht geklärt werden kann, sind allerdings auch konträre Mechanismen zur Erklärung plausibel. Dies würde bedeuten, dass die dargestellten Zusammenhänge Ergebnis eines aktiven Selektionsprozesses sind, bei dem Personen dazu tendieren, sich tendenziell mit solchen Personen zusammenzuschließen, die ihnen möglichst ähnlich sind (Bullers et al. 2001). Ein Kriterium der Ähnlichkeit könnte dabei die Konsumpräferenz darstellen.

Da bei der vorliegenden Untersuchung die Netzwerkmitglieder selbst nicht über ihr Konsumverhalten befragt wurden, sondern auf Einschätzungen der Befragten über andere Personen zurückgegriffen wird, kann auch ein Projektionsmechanismus nicht ausgeschlossen werden. Es handelt sich dabei um die Tendenz, andere Personen – unabhängig von ihren tatsächlichen Merkmalen – so wahrzunehmen, als wären sie der eigenen Person hinsichtlich verschiedener Merkmale sehr ähnlich (z.B. Baumann / Ennett 1996).

Auch wenn es naheliegend scheint, die vorliegenden Zusammenhänge als Summe dieser drei Prozesse (Einfluss, Selektion, Projektion) zu interpretieren (z.B. Kandel 1996), so werden dennoch oftmals Projektion und Selektion als „verzerrende“ Effekte dargestellt (Gaughan 2003, Baumann / Ennett 1996). Es wird also

argumentiert, dass die beobachtbaren Zusammenhänge zu einer „Überschätzung“ des sozialen Einflusses auf den persönlichen Substanzkonsum führen, da nur ein kleiner Teil des Zusammenhangs auf direkten Einfluss zurückzuführen ist und der Rest aus Projektion und Selektion resultiert.

Wir gehen allerdings davon aus, dass auch Selektion und Projektion nicht als „Verzerrung“ zu verstehen sind. Wenn Selektions- und Projektionsmechanismen als Folge der eigenen Konsumpräferenz auftreten, dann dürfte dies auch nicht unwesentlich für die Verstärkung und Verstärkung der Konsumorientierung sein. Die Funktion dessen liegt ja vermutlich in erster Linie darin, dass eine von der gesellschaftlichen Norm abweichende Konsumhaltung entweder durch Selektion geeigneter Netzwerkpartner oder (falsche) Wahrnehmung der Konsumpräferenzen der Umwelt „korrigiert“ wird, um die persönliche Kongruenz mit der Gesellschaft wieder herzustellen oder aufrecht zu erhalten.

Zusammenfassend kann daher angenommen werden, dass (neben anderen Risikofaktoren) soziale Komponenten eine sehr bedeutende Rolle für die Entwicklung von Konsumpräferenzen und die Kontinuierung bzw. Erweiterung konsumorientierter Präferenzen darstellen, wenn dies auch vermutlich nicht in erster Linie durch klassische Einflusshypthesen zu begründen ist. Präventionsstrategien auf der Basis sozialer Beziehungen – wie z.B. Peer Education oder Peer-Led Prevention (Valente et al. 2003) – sind daher weiterhin als Erfolg versprechend zu werten.

Joachim Gerich / Roland Lehner  
 Institut für Soziologie  
 Universität Linz

**Anmerkungen**

- <sup>1</sup> Personen, mit denen man Freizeitaktivitäten unternommen hat, auf deren Urteil man vertraut, die im Haushalt helfen, von denen man sich Geld leihen kann oder Personen, mit denen man wichtige persönliche Gespräche führen kann.
- <sup>2</sup> Die Korrelation zwischen dem eigenen Hanfkonsum und dem Anteil an Hanfkonsumenten im Netzwerk beträgt 0.66 (p<0.01). Die Korrelation zwischen Täglichenrauchern und Raucheranteil beträgt 0.40 (p<0.01).

**Literatur**

Akers, Ronald L. / Krohn, Marvin D. / Lanza-Kaduce, Lonn / Radosevich Marcia 1979: Social Learning and Deviant Behaviour: A Specific Test of a General Theory. *American Sociological Review* 44(4): 636-655.

Bandura, Albert 1977: *Social Learning Theory*. Englewood Cliffs.

Bauman, Karl E. / Ennett, Susan T. 1996: On the importance of peer influence for adolescent drug use: commonly neglected considerations. *Addiction* 91(2): 185-198.

Bullers, Susan / Cooper, Lynne, M. / Russell, Marcia 2001: Social network drinking and adult alcohol involvement. A longitudinal exploration of the direction of influence. *Addictive Behaviours* 26: 181-199.

Broekman, Antje 2000: Präventive Sucht- und Drogenpolitik für von Armut betroffene Kinder und Jugendliche. In: Schmidt, Bettina / Hurrelmann, Klaus (Hrsg.): *Präventive Sucht- und Drogenpolitik. Ein Handbuch*. Opladen

Gaughan, Monica 2003: Predisposition and Pressure: Mutual Influence and Adolescent Drunkenness. *Connections* 25(2): 17-31.

Gerich, Joachim / Lehner, Roland 2003: Egozentrierte Netzwerkerhebung mittels selbstadministrierter Computerinterviews. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 2003/4: 45-70.

Haynie, Dana L. 2001: Delinquent Peers Revisited: Does Network Structure Matter? *American Journal of Sociology*, Vol. 106(4): 1013-1057.

Kandel, Denise B. 1996: The Parental and Peer Contexts of Adolescent Deviance: An Algebra of Interpersonal Influences. *Journal of Drug Issues* 26(2): 289-315.

Leppin, Anja 2000: Alkoholkonsum und Alkoholmißbrauch bei Jugendlichen: Entwicklungsprozesse und Determinanten. In: Leppin, Anja / Hurrelmann, Klaus / Petermann, Harald (Hrsg.): *Jugendliche und Alltagsdrogen. Konsum und Perspektiven der Prävention*. Neuwied, Berlin.

Valente, Thomas W. 2003: Social Network Influences on Adolescent Substance Use: An Introduction. *Connections* 25(2): 11-16.

Valente, Thomas W. / Hoffman, Beth R. / Ritt-Olson, Annamara / Lichtman, Kara / Johnson, Anderson C. 2003: Effects of a Social-Network Method for Group Assignment Strategies on Peer-Led Tobacco Prevention Programs in School. *American Journal of Public Health* 93(11): 1837-1843.

## Das Internet – wieder eine neue Sucht?

Eine Geschichte der Sucht ist auch immer eine Geschichte dessen, was in der Medizin und den Humanwissenschaften als normal gilt – wenn nicht sogar eine Geschichte der Normalität schlechthin. In gewisser Weise ist die Krankheit Sucht paradigmatisch für die moderne Medizin. Sie ist keine Krankheit manifester Symptome, süchtig kann jeder sein, der sich subjektiv noch wohl befindet. Jeder ist aufgerufen, sich beständig daraufhin zu prüfen, ob sein Konsum von psychoaktiven Substanzen genauso wie sein Verhältnis zu Arbeit und anderen Verhaltensbereichen nicht schon süchtige Verhaltensmerkmale aufweist.

Die seit einigen Jahren zu beobachtende häufigere Verwendung des Begriffs Sucht in der medialen Öffentlichkeit legt die Vermutung nahe, dass es mit zunehmender Sensibilisierung gegenüber Suchtphänomenen auch zu einer Inflationierung des Begriffs Sucht gekommen ist und beinahe beliebige Süchte thematisiert werden – nach der Fernsehsucht, der Computersucht, der Handy-Sucht, der SMS-Sucht nun die „Internetsucht“. Und seit kurzem die „orthorexia nervosa“ - das zwanghafte Gesund-Essen. Die Liste von Süchten ließe sich beliebig erweitern. Dies wirft natürlich die Frage auf, welcher Art diese Suchtformen sind bzw. sein können. Es existiert schließlich ein Parallelbegriff: Abhängigkeit.

Während der Begriff „Sucht“ eher die Krankheit in den Vordergrund rückt, wird beim Begriff Abhängigkeit die „Relationsbeziehung“ z.B. zwischen dem Körper und seinen Bedürfnissen betont, Abhängigkeit bedarf einer Spezifikation wie etwa „psychische“ Abhängigkeit. Lange Zeit wurde der Begriff „Sucht“ vor allem mit „physischer, substanzgebundener Sucht“ gleichgesetzt („klassischer Suchtbegriff“). Zur Abgrenzung des klassischen Suchtbegriffs wurden und werden Kriterien wie Toleranzentwicklung, Kontrollverlust, körperliche Entzugssymptome usw. herangezogen, die in der Regel weder in Zusammenhang mit psychischer und sozialer Abhängigkeit noch in Zusammenhang mit nicht-substanzgebundenen Süchten anwendbar sind. Nun wird es allerdings immer üblicher, den Begriff „Sucht“ auch auf psychische und soziale Abhängigkeit („umfassender Suchtbegriff“) sowie auf nicht-substanzgebundene

Süchte, wie Spielsucht, Fernsehsucht, Fettsucht, Magersucht, Sexsucht usw. („erweiterter Suchtbegriff“), auszudehnen. (vgl. Uhl/Springer 2002, 20).

Kann nun aber dieser weiter gefasste Suchtbegriff auf Formen problematischen Umgangs mit dem Medium Internet angewandt werden? In der Fachwelt der Suchtforscher herrscht darüber Uneinigkeit.

### Internetsucht - Geschichte und Begriff

1995 wurde die Internetsucht als scherzhafte Scheindiagnose von dem New Yorker Psychiater Ivan Goldberg erfunden. In Anlehnung an ein amerikanisches Diagnoseschema veröffentlichte er eine Liste mit Symptomen der Internetsucht. Statt belustigter Reaktionen der Kollegen zu ernten, wurde der Scherz zum Selbstläufer und ernsthafte Untersuchungen schlossen sich an. Kimberly Young von der University of Pittsburgh etablierte erstmals den Begriff IAD für „internet addiction disorder“. Sie schrieb mehrere Bücher und richtet in den Folgejahren eine Online-Beratungsstelle für Betroffene ein, nämlich COLA (Center of Online Addiction). Die von ihr anfangs behaupteten 20 Prozent an Abhängigen hat sie in den letzten Publikationen auf sechs Prozent reduziert. (vgl. Zimmerl 2004)

Gegenwärtig ist die Diagnose „Internetsucht“ ein strittiges Thema, da die Begriffe „Internet Addiction Disorder“, „Pathological Internet Use“ oder die deutschen Entsprechungen „Internetsucht“ und „Pathologischer Internetgebrauch“ das Internet als Ursprung und Ursache der Verhaltensstörung festzumachen scheinen. Mit den Begriffen sollte jedoch nur zum Ausdruck gebracht werden, dass die Verhaltensstörung an das Internet als Austragungsort gebunden ist. Die Bezeichnung der zugrunde liegenden Störung reicht z.B. von „Störung der Impulskontrolle“ (in Anlehnung an die Spielsucht), „Zwangsstörung“ bis zu einer „modernen Verhaltensstörung und eskalierten Normalverhaltensweise“ oder einer „spezifischen Form technologischer Süchte“. Festzuhalten ist, dass das Internet nicht automatisch süchtig macht, aber dass gefährdete Personen eine süchtige Verhaltensstörung im Gebrauch des Mediums Internet entwickeln können. (vgl. Hahn/Jerusalem 2001a, S.4)

**Wesen und Merkmale des Suchtverhaltens**

Da schon der Begriff Internetsucht unterschiedlich interpretiert wird, gibt es auch keinen eindeutigen Konsens über Merkmale, an denen eine Verhaltensstörung im Zusammenhang mit dem Internet erkennbar ist. Es lassen sich aber fünf abstraktere Suchtmerkmale bestimmen, die sich in allen Arbeiten zur Internetsucht finden lassen (vgl. Hahn/Jerusalem 2001a, S.3):

- \* *Einengung des Verhaltensraums*: wenn über längere Zeitspannen der größte Teil des Tageszeitbudgets zur Internetnutzung verausgabt wird (hierzu zählen auch verhaltensverwandte Aktivitäten wie beispielsweise Optimierungsarbeiten am Computer).
- \* *Kontrollverlust*: wenn die Person die Kontrolle über ihre Internetnutzung weitgehend verloren hat bzw. Versuche, das Nutzungsausmaß zu reduzieren oder die Nutzung zu unterbrechen, erfolglos bleiben oder erst gar nicht unternommen werden (obwohl das Bewusstsein für dadurch verursachte persönliche oder soziale Probleme vorhanden ist).
- \* *Toleranzentwicklung*: wenn im zeitlichen Verlauf eine Toleranzentwicklung zu beobachten ist, d.h. die „Verhaltensdosis“ zur Erreichung der angestrebten positiven Stimmungslage gesteigert werden muss.
- \* *Entzugserscheinungen*: wenn Entzugserscheinungen als Beeinträchtigungen psychischer Befindlichkeit (Unruhe, Nervosität, Unzufriedenheit, Gereiztheit, Aggressivität) und psychisches Verlangen („craving“) nach der Internetnutzung als Folge zeitweiliger, längerer Unterbrechung der Internetnutzung auftreten.
- \* *Negative soziale Konsequenzen*: wenn wegen der Internetaktivitäten negative soziale Konsequenzen in den Bereichen Arbeit und Leistung sowie soziale Beziehungen (z.B. Ärger mit Freunden oder Arbeitgeber) eingetreten sind.

**Diagnostische Kriterien**

In einem ähnlichen Raster empfehlen Poppe (2002) sowie Zimmerl und Panosch (1998) folgende diagnostische Kriterien für „pathologischen Internetgebrauch“:

- \* Häufiges unüberwindliches Verlangen, sich ins Internet einzuloggen
- \* Kontrollverluste (längeres „Online-Sein“ als beab-

sichtigt), verbunden mit diesbezüglichen Schuldgefühlen

- \* Sozial störende Auffälligkeit im engsten Kreis der Bezugspersonen (Freunde, Partner, Familie)
- \* Nachlassen der Arbeitsfähigkeit
- \* Verheimlichung / Bagatellisierung der Gebrauchsgewohnheiten
- \* Psychische Irritabilität bei Verhinderung am Internet-Gebrauch (kann sich in Form von Nervosität, Reizbarkeit und Depression auswirken)
- \* Mehrfach fehlgeschlagene Versuche der Einschränkung

**Stadien des Suchtverhaltens**

Vom *Gefährdungsstadium* spricht man bei Vorliegen von bis zu drei der genannten Kriterien in einem Zeitraum von bis zu sechs Monaten; vom *kritischen Stadium* bei Vorliegen von zumindest vier der Kriterien in einem Zeitraum von bis zu sechs Monaten. Bei Vorliegen von zumindest vier oder mehr der genannten Kriterien über einen Zeitraum von mehr als sechs Monaten spricht man von einem *chronischen Stadium* der Internetsucht. Damit einhergehen müssen auch irreversible psychosoziale Schäden wie Jobverlust, Trennung von Partner/Familie, soziale Selbstisolation, inadäquate Verschuldung durch exorbitante Telefonkosten sowie mögliche somatische Schäden im Bereich des Sehapparates bzw. des Bewegungs- und Stützapparates. (vgl. Zimmerl/Panosch 1998)

**Epidemiologische Daten**

Da für Österreich derzeit keine empirischen Untersuchungen vorliegen, wird in der Regel von ähnlichen Zahlen an Internetsüchtigen, wie sie für Deutschland und die Schweiz erhoben wurden, ausgegangen. Bei vorsichtiger Schätzung ergibt sich eine Zahl von zumindest 50.000 aktuell internetabhängigen ÖsterreicherInnen. (Zur Berechnung herangezogen werden die drei Prozent an Internetsüchtigen, die bei der Berliner Untersuchung von Hahn/Jerusalem als Untergrenze formuliert wurden. Bei einer Zahl von 1,8 Millionen ÖsterreicherInnen, die täglich das Internet nutzen, ergibt sich die angeführte Zahl von 50.000.)

Gefährdet sind nach übereinstimmenden Forschungsergebnissen Alleinstehende und Arbeitslose sowie Perso-

nen mit einer unsicher-unreif-gehemmten Persönlichkeitsstruktur und andererseits selbstverliebte Individuen mit sadistischen Impulsen. (Erstere täuschen sich im virtuellen Raum über ihre Kontaktscheu hinweg, zweitere sind vor allem am scheinbaren Machtgewinn interessiert). (vgl. Zimmerl 2004)

### **Gefährdungsbereiche**

Da es im Internet unterschiedlichste Anwendungen gibt, kann man im Grunde nicht vom „Internet“ als Gefährdung sprechen, sondern es ist nach unterschiedlichen Bereichen zu unterscheiden. Bei den verschiedenen Online-Diensten sind dem entsprechend abweichende demographische Verteilungsmuster zu beobachten.

- \* *Kommunikationssysteme (Chats, Foren, Newsgroups)*: Diese nehmen den größten Raum im Nutzungsverhalten der Internetsüchtigen ein. Relativ zur Gesamtnutzung des Internets entfällt ein Drittel aller Aktivitäten der Internetsüchtigen auf diese interaktiven Dienste, wobei es allerdings starke Alters- und Geschlechtsunterschiede gibt. Bei internetsüchtigen Mädchen unter 20 beschränken sich die Internetaktivitäten fast ausschließlich auf die Nutzung von Chats, während Buben heterogenere Präferenzen haben.
- \* *Musik*: Die Suche und der Austausch von Musik über das Internet wird von ca. 15 Prozent der Internetsüchtigen genutzt. In diesem Bereich sind vor allem männliche Jugendliche vertreten.
- \* *Online-Spiele*: Die Online-Spiele werden bei Jugendlichen beinahe ausschließlich von männlichen Internetsüchtigen frequentiert (ca. 12%), während mit zunehmenden Alter auch Frauen vermehrt im Online-Spiel Bereich anzutreffen sind. Insgesamt nimmt dieser Bereich mit zunehmendem Alter aber ab. Etwa neun Prozent aller Internetsüchtigen nutzen diese Online Angebote.
- \* *Online Sex*: Die Frequentierung der Erotikangebote erfolgt wie bei den Online-Spielen unter den Jugendlichen ausschließlich durch die männlichen Internetsüchtigen. Mit zunehmendem Alter sind geringfügig auch Frauen anzutreffen, allerdings nimmt diese Form der Internetnutzung mit steigendem Alter generell stark zu (12% aller Internetsüchtigen).

### **Empfohlene Maßnahmen**

An präventiven Maßnahmen wird von Experten (vgl. Poppe 2002 / Zimmerl 2001) zum einen angeregt, dass Anbieter von Chatrooms und Online-Spielen Hinweise über mögliche Gefahr einer Abhängigkeit geben. Zum anderen wird Arbeitgebern zum Abschluss einer Betriebsvereinbarung zur Regelung des Gebrauchs während der Arbeitszeit geraten. Allfällig betroffenen Mitarbeitern sollte professionelle Hilfe im Sinne der Sekundärprävention angeboten werden.

Seifried Seyer  
Institut Suchtprävention

### **Literatur**

- Hahn, Andre / Jerusalem, Matthias 2001a: Internetsucht: Jugendliche gefangen im Netz, <http://www.internet-sucht.de>, auch in Raithel, J. (2001)(Hrsg.): Risikoverhalten Jugendlicher. Erklärungen, Formen und Prävention, Opladen
- Hahn, Andre / Jerusalem, Matthias 2001b: Internetsucht: Reliabilität und Validität in der Online-Forschung, <http://www.internetsucht.de>, auch in A. Theobald, M. Dreyer & T. Starsetzki (2001) (Hrsg.): Handbuch zur Online-Marktforschung. Beiträge aus Wissenschaft und Praxis. Wiesbaden: Gabler.
- Poppe, Hubert 2002: Macht das Internet süchtig? <http://www.api.or.at/html/sucht/insucht2.htm> - Zugriff am 12.05.2004
- Uhl, Alfred/Springer, Alfred: Professionelle Suchtprävention in Österreich: Leitbildentwicklung der Österreichischen Fachstellen für Suchtprävention, Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen, Wien 2002
- Zimmerl, H.D. / Panosch, B. 1998: „Internetsucht“ Eine neumodische Krankheit? Wiener Zeitschrift für Suchtforschung, Jahrgang 21, Nr 4/98
- Zimmerl, H.D. 2004: Internetsucht, <http://gin.uibk.ac.at/thema/internetsucht/internetsucht.html> - Zugriff am 12.05.2004

## Sich selbst beschenken

*„Shopping“ ist mittlerweile zu einer der beliebtesten Freizeitbeschäftigungen geworden. In „Entertainmentcenters“ und „Shoppingmeilen“ werden – gemäß den Konzepten gewiefter Marketingexperten - Kaufen und Vergnügen eins. Wer würde bei einer derart sozial akzeptierten und für das ökonomische System funktionalen Tätigkeit an Krankheit denken?*

Doch Kaufsüchtige raffen Waren an sich ohne Rücksicht auf ihre finanziellen Verhältnisse. Und wer nicht, wie etwa der bekennende „Shopaholic“ Elton John, in Geld schwimmt, bezahlt den Verschwendungsdrang im Extremfall mit existenzbedrohender Verschuldung.

Das Phänomen „Kaufsucht“ ist im Steigen begriffen. Eine im Oktober 1991 in Deutschland durchgeführte bevölkerungsrepräsentative Studie der Universität Stuttgart Hohenheim hatte ergeben, dass ca. fünf Prozent der erwachsenen Bevölkerung in den westdeutschen und nur ca. ein Prozent der Bevölkerung in den ostdeutschen Bundesländern als „stark kaufsuchtgefährdet“ bezeichnet werden mussten. Noch „deutlich kaufsuchtgefährdet“ waren 20 Prozent (westdeutsche Bundesländer) bzw. 13 Prozent (ostdeutsche Bundesländer). Ein Jahrzehnt später, im Oktober 2001, hat sich die Situation deutlich verändert: Die Tendenz zum süchtigen Kaufen in Deutschland hat in den letzten zehn Jahren erheblich zugenommen. Dies gilt vor allem für die neuen Bundesländer, in denen sich die Situation der in den alten Ländern weitgehend angeglichen hat und sich die Anzahl der Kaufsuchtgefährdeten mehr als versechsfacht hat. Offensichtlich haben die Konsumenten in den neuen Bundesländern mittlerweile die Konsummuster und Kompensationsstrategien von den Konsumenten der alten Bundesrepublik übernommen, die westliche Konsumkultur hat die östliche weitgehend verdrängt.

Grundsätzlich scheinen alle Einkommens- und Bildungsschichten von Kaufsucht betroffen zu sein. Allerdings wurde in der 2001 durchgeführten Studie deutlich, dass die höchsten Kaufsuchtwerte bei Personen mit mittlerer bis guter Bildung sowie bei Personen mit niedrigem Einkommen liegen. Wie schon 1991 waren auch 2001 jüngere Konsumenten etwas stärker kaufsuchtgefährdet als ältere, Frauen stärker als Männer. Die Studie ergab weiters, dass Internetnutzung und Kaufsuchttendenz in einem positiven Zusammenhang zueinander stehen.

### Was versteht man unter Kaufsucht?

Unter Kaufsucht wird das episodisch auftretende, zwanghafte Kaufen von Konsumgütern und Dienstleistungen verstanden. Es handelt sich hierbei um eine stoffungebundene Sucht, die anderen Süchten wie z.B. Drogen-, Alkohol-, Ess- oder Arbeitssucht in der Entstehungsgeschichte und den Beschreibungsmerkmalen stark ähnelt. Häufig tritt die Kaufsucht abwechselnd oder gleichzeitig mit anderen Süchten wie beispielsweise der Esssucht oder der Alkoholsucht auf. Therapeuten beobachten auch „Suchtkarrieren“, in welchen die Kaufsucht ein Stadium unter anderen darstellt. Tiefeninterviews mit Betroffenen haben gezeigt, dass die Kriterien, durch die im Allgemeinen Suchtverhalten definiert wird, auch für die Kaufsucht gelten:

1. Ein unwiderstehlicher Drang, der als stärker als der eigene Wille erfahren wird. Typische Aussagen der von Kaufsucht Betroffenen sind: „Es ist stärker als ich“, oder „Wenn ich Geld habe, dann muss ich es einfach ausgeben“, oder „An Sonderangeboten komme ich einfach nicht vorbei“, oder „Die Dinge ziehen mich magisch an“.
2. Eine Abhängigkeit vom Kaufen bis zum Verlust der Selbstkontrolle: Die Interessen der Süchtigen verengen sich auf das Kaufen, das als einziges Befriedigungsmittel übrig bleibt. Das Kaufen wird als einzig wirksame „Fluchtburg“ erlebt, soziale Kontakte sterben ab und oftmals droht Überschuldung.
3. Eine Tendenz zur Dosissteigerung, d.h., um den gleichen Effekt zu erzielen, werden immer häufiger und in manchen Fällen auch immer teurere Dinge gekauft. Das Denken und Sehnen dreht sich zunehmend um das Kaufen.
4. Entzugserscheinungen, die von einer inneren Unruhe über Unwohlsein bis hin zu psychosomatischen Erkrankungen und Selbstmordgedanken führen können.

Die euphorische Stimmung, die Kaufsüchtige während des Kaufens und unmittelbar danach noch empfinden, wird schon bald durch Scham und Schuldgefühle verdrängt. Betroffene haben das Gefühl, ihre Familie verraten zu haben, weil sie wegen ihrer Einkäufe kein Geld mehr für den Urlaub mit ihren Kindern haben. Andere greifen auf die Ersparnisse ihrer Kinder zu, um ihre Sucht zu finanzieren. Bei manchen ist der Kaufzwang so übermächtig, dass sie selbst die Portokasse ihrer Betriebe zur Finanzierung ihrer Sucht heranziehen. Die finanziellen Konsequenzen reichen von einem regelmäßig überzogenen Konto bis hin zur Verschuldung oder gar Überschuldung. Der Leidensdruck wird häufig durch die erfahrene Einengung und Vereinsamung erhöht. Vorwürfe von der Familie, insbesondere vom Partner, treffen die ohnehin labilen Süchtigen tief. Sie verstärken die Sucht und können bis zum Selbstmord führen. Partnerprobleme, die häufig zu den auslösenden Faktoren gehören, verschlimmern sich noch, was weitere Kompensationshandlungen begünstigt.

Kaufsucht ist eine eher unauffällige Sucht, sie ist für den Außenstehenden, der die Symptomatik nicht kennt, nur schwer erkennbar. Das Suchthafte am Kaufen bleibt oft lange Zeit unerkannt - sowohl von den Süchtigen selbst, die sich ihre Abhängigkeit nicht eingestehen möchten, als auch vom sozialen Umfeld, das die Kaufaktivitäten der Süchtigen eher anerkennt als kritisch kommentiert. Denn im Gegensatz zu anderen Süchten, die mehr oder weniger sozial geächtet sind und normabweichendes Verhalten darstellen, ist Kaufen - auch übermäßiges und kompensatorisches Kaufen - grundsätzlich gesellschaftlich erwünscht.

### **Das Suchtmittel Kaufen**

Abhängig sind die von Kaufsucht Betroffenen von einem bestimmten „Suchterleben“, das ihnen das Kaufen verschafft, nämlich Anregung, Beruhigung, aber auch Anerkennung, Bestätigung und Aufmerksamkeit. Bei der Kaufsucht verschafft das Kaufen selbst diese Befriedigung. Es ist nicht primär der Besitz oder der Konsum der Güter, auch wenn der Besitz kurzfristig positive Gefühle vermitteln kann. Kaufen kann zum einen als „Tranquilizer“ dienen. Der Zweck besteht dann darin, eine innere Unruhe zu betäuben und aufsteigende Depressionen oder Ängste zu unterdrücken. Zum anderen kann Kaufen als „Aufputzmittel“ wir-

ken, um aus dem als sinnlos und ermüdend empfundenen Alltag auszubrechen. Kaufen soll zu Glücksgefühlen verhelfen, die ausbleiben, wenn andere die Süchtigen nicht beachten. Man beschenkt sich selbst, um eine innere Leere zu füllen, man versucht der Realität zu entfliehen, deren Anforderungen sich die Süchtigen nicht gewachsen fühlen.

(Übermäßiges) Kaufen geschieht aus unterschiedlichen Motiven heraus. So dient Kaufen:

- \* als Symbol für selbstständiges, kompetentes Entscheiden: „Bei den Modifarben hab’ ich den siebten Sinn, die Verkäuferinnen haben doch keine Ahnung.“
- \* als Symbol für Überfluss und ein intensives Leben: „Ich stelle mir vor, Geld spielt keine Rolle; ich genieße es, als Stammkundin bevorzugt bedient zu werden.“
- \* als emotionale Unterstützung: „Einkaufen versetzt mich in Hochstimmung.“
- \* als Bestärkung einer unsicheren Identität: „Ich kaufe Sportgeräte und teure Accessoires, um meiner jungen Frau zu imponieren.“
- \* als Ersatz für Anerkennung in anderen Lebensbereichen: „Ich bin ja sonst nichts wert.“
- \* als Schutz vor einer inneren Leere und Minderwertigkeitsgefühlen: „Als Kundin mit lockerem Scheckbuch bin ich jemand.“
- \* als Belohnung: „Da gönne ich mir etwas, wenn ich es sonst schon so schwer habe.“
- \* als Trost: „Kaufen ist bei mir Partnerersatz.“

Grundlage ist meist eine unerfüllte Sehnsucht nach Liebe, Anerkennung, Zuneigung, Respekt und Beachtung. Dies ist auch daran abzulesen, dass Kaufsucht sehr häufig mit Depressionen einhergeht.

Fast alle Kaufsüchtigen spezialisieren sich auf bestimmte Produkte und Kaufumgebungen, die für sie mit einer bestimmten Symbolik verbunden sind. Frauen scheinen sich dabei mehr auf Kleidung, Schuhe, Schmuck, Lebensmittel und Bücher zu verlegen, Männer kaufen eher technische und modische Accessoires, technische Geräte, Sportgeräte etc. Manche Kaufsüchtigen kaufen nur reduzierte Waren, bei anderen entscheidet die Gemütslage, welche Art von Produkten - und damit welche Symbole - gekauft werden. Dass die Güter jedoch nach der Kaufsituation eine untergeordnete Rolle spielen, kann daran abgelesen werden, wie

mit ihnen umgegangen wird, wenn sie erst einmal gekauft worden sind: Häufig werden sie zu Hause gar nicht ausgepackt, nicht oder nur einmal benutzt, sie werden achtlos weggeräumt, verschenkt oder aus Angst vor Vorwürfen der Familie sogar versteckt oder weggeworfen. Aus dem Katalog bestellte Waren bleiben ungeöffnet in den Paketen, an den Kleidern hängen noch die Preisschilder, Lebensmittel werden im Keller gelagert und vergessen, bis sie ungenießbar geworden sind.

### **Entstehung der Kaufsucht**

Auf der Ebene des Individuums verweisen die Lebensgeschichten der Betroffenen auf spezifische Lernbedingungen, Erziehungsstile und Sozialisationsbedingungen, die zu einer Störung der Autonomie bei den Heranwachsenden führen und Suchtpersönlichkeiten hervorbringen. Durch seelische Verletzungen, emotionale Vernachlässigung, Ablehnung und Gleichgültigkeit von Seiten des Elternhauses oder aber durch ungebührliche Überversorgung und inkonsequentes Verwöhnen wurde den Heranwachsenden die Möglichkeit genommen, emotionale Selbstständigkeit und Kompetenz zu erlangen, die sie zur Entwicklung von Autonomie und zur Ausbildung eines gesunden Selbstwertgefühls benötigt hätten. Das Konzept des Selbstwerts scheint bei der Entstehung von Kaufsucht eine zentrale Rolle zu spielen. Das niedrige Selbstwertgefühl von Kaufsüchtigen wird auch auf inadäquate Eltern-Kind-Interaktionen zurückgeführt.

Suchtfördernd wirkt auch eine Erziehung, die materielle Güter zur Belohnung und Bestrafung einsetzt, wodurch Güter und Geschenke einen symbolisch überhöhten Stellenwert erhalten. Kaufsüchtigen wurde die Benachteiligung, die sie erlebt haben - z.B. im Vergleich zu bevorzugten Geschwistern -, oft am Beispiel der Versorgung mit Konsumgütern deutlich, die ihnen dann auch besonders stark in Erinnerung bleibt. Auch „Lernen am Modell“ scheint eine Rolle zu spielen: In manchen Fällen wurde bereits am elterlichen Modell gelernt, wie man Konsum zu Kompensationszwecken einsetzt.

Kaufsüchtige scheinen eher „impersonal“ orientiert zu sein: Ihre Haltung zum Leben und zu den Menschen beruht auf einem Gefühl der Unfähigkeit, mit den Herausforderungen des Alltags aus eigener Kraft fertig zu

werden. Ihr Verhalten ist daher überwiegend wenig absichtsgelenkt (intentional), zielgerichtet und von der Person gesteuert, sondern nonintentional, zufällig und von dem Bewusstsein durchdrungen, dass ihr Verhalten an den Umständen nichts ändern kann. Dies kann durch traumatische Lebenssituationen oder kritische Lebensereignisse im Erwachsenenalter wie lange Arbeitslosigkeit, unglückliche Beziehungen, Abhängigkeiten oder körperliche Versehrtheit verstärkt werden.

Kaufsucht wird auch mit Stimmung aufhellendem Selbstschenkverhalten in Verbindung gebracht, das Kaufsüchtige häufig zeigen. Selbstgeschenke haben therapeutische Zwecke. Sie verhelfen kurzfristig zu positiven Gefühlen, schützen und stützen Selbstwert und Selbstkonzept und bieten die Möglichkeit zum persönlichen Kontakt, der den Süchtigen häufig fehlt. In der Regel genießen die Betroffenen die in der Kaufsituation hergestellten Sozialkontakte.

Jenseits individueller Sozialisationserfahrungen wird die Entwicklung der Kaufsucht auch durch die Bedingungen und Möglichkeiten einer modernen Konsumgesellschaft beeinflusst. Konsum ist Abbild und Voraussetzung sozialer Teilhabe und ist stark symbolisch überhöht. Kaufen symbolisiert Belohnung, Größe, Selbstständigkeit, Fülle und Sicherheit. Es ist der Bereich, den die Gesellschaft ihren Mitgliedern von Kindesbeinen an als zentralen Übungsplatz für selbstständiges Handeln bietet. Der „heimliche Lehrplan“ der Werbung und Medien erzieht dazu, sich etwas zu gönnen, durch Güter zu kompensieren und Defizite durch den Problemlöser Produkt zu überdecken. Dass diese „Pseudotherapie“ nicht gelingen kann, ist den Betroffenen zwar im Grunde bewusst. Da sie jedoch kurzfristig Erleichterung verschafft, ist sie ein verführerisch einfaches und zuverlässig wirksames Mittel der kurzfristigen Problembewältigung in Form einer Fluchtburg.

Unter den Bedingungen einer postmodernen Konsumgesellschaft werden neben der symbolischen Überhöhung des Konsums weitere Einflüsse wirksam: Die zunehmende Komplexität des Konsums und seine Ästhetisierung, die zunehmende Nutzung von Konsumentenkrediten und virtuellen Zahlungsmöglichkeiten, der steigende Werbedruck und die zunehmende allgemeine Verunsicherung der Konsumenten sind das Umfeld, in dem sich Kaufsucht entwickeln kann.

## Therapieansätze

Da auch die Formen, in denen Kaufsucht auftritt, sehr unterschiedlich sind, lassen sich hier nur allgemeine Hinweise formulieren. Zu diesen „Sofortmaßnahmen“ gehören:

- Rückgabe von Kredit- und Kundenkarten und Bargeldzahlung
- durch Selbstbeobachtung herausfinden, auf welche Reize bzw. Situationen man mit Kaufen reagiert, und sich diese bewusst machen
- Zeiten des Schlussverkaufs oder des saisonalen Hochkonsums (z.B. Vorweihnachtszeit) sowie Ausverkäufe meiden
- alle Bestände an Kleidung (oder je nach Fokussierung der Sucht auch Sportgeräte, Accessoires etc.) inventarisieren und diese Liste beim Einkaufen bei sich tragen
- „Dekontextualisierung“ der Güter, indem beispielsweise mehrere davon zur Auswahl mit nach Hause genommen werden und auf diese Weise außerhalb der verführerischen Kaufatmosphäre „entzaubert“ werden
- Formen regelmäßiger Haushaltsbuchführung einführen (z.B. selbstgestaltetes Haushaltsbuch, Einnahmen- und Ausgabenerfassung, Finanzbuchhaltung)

## Arbeiten über alles?

*Im Gegensatz zu anderen Abhängigkeiten wird das Verhalten von Arbeitssüchtigen in unserer Gesellschaft grundsätzlich positiv sanktioniert. Workaholics, deren ganzes Leben auf Arbeit und Karriere hin ausgerichtet ist, gelten vielfach als Vorbilder für Kollegen und MitarbeiterInnen. Um so schwerer ist es für die Betroffenen, sich zu ihrer Sucht zu bekennen.*

1990 hat das japanische Arbeitsministerium bestätigt, daß Arbeitssucht zum Tod führen kann. Die Japaner bezeichnen diese Krankheit als Karoshi, Tod durch Überarbeitung. Hauptsächlich tritt der Tod durch Herzversagen, Herzinfarkte oder Hirnschläge ein. Japan hat bereits über 350 Behandlungszentren für Arbeitssüchtige eingerichtet.

Der - gesunde - arbeitende Mensch sieht dem Linzer Psychologen Werner Stangl zufolge in der Arbeit vor allem eine Bereicherung des Lebens, sie dient ihm als Mittel, um Geld verdienen, er hat zudem Hobbys, unterhält soziale Kontakte und zwischenmenschliche Be-

ziehungen. Seine Interessen richtet er verschieden aus. Der Arbeitssüchtige dagegen hat nur einen wahren Lebensinhalt, seine Arbeit. Alles um ihn herum ist auf Arbeit hin ausgelegt, er bringt kein Interesse für andere Dinge und Menschen auf.

Diese praktischen Maßnahmen ersetzen nicht ein langfristiges Bemühen, sich aktiv mit seiner Situation auseinander zu setzen. Wer sich seine Sucht eingesteht, der hat bereits den ersten Schritt getan. Weitere Schritte sind dann Gespräche mit einer Vertrauensperson, die Unterstützung bei der Überwindung der Sucht geben kann. Als hilfreich werden auch begleitende Selbsthilfegruppen und Betroffenen-Netzwerke empfunden, die sich in manchen größeren Städten gebildet haben. Zur Unterstützung finanzieller Konsequenzen der Kaufsucht stehen Schuldnerberatungen zur Verfügung. Mittelfristig geht es dann auch darum, die eigene Konsumkompetenz zu verbessern. Dazu gehört vor allem die Fähigkeit zur Reflexion des Bedarfs im Sinne der Frage: „Brauche ich dieses Produkt wirklich?“

### Quellen

- Lucia A. Reisch / Michael Neuner / Gerhard Raab: Zur Entstehung und Verbreitung der „Kaufsucht“ in Deutschland, in: Bundeszentrale für politische Bildung (bpb): Aus Politik und Zeitgeschichte (B1-2/2004)
- Jutta Kroisleitner, Martina Salomon, Eva Stanzl: Schuhe im Dutzend für die Psyche, in: Der Standard, 14./15./16. April 2001

ziehungen. Seine Interessen richtet er verschieden aus. Der Arbeitssüchtige dagegen hat nur einen wahren Lebensinhalt, seine Arbeit. Alles um ihn herum ist auf Arbeit hin ausgelegt, er bringt kein Interesse für andere Dinge und Menschen auf.

### Wie kommt es zur Arbeitssucht?

Schon in der Kindheit können prägende Beziehungen zu süchtigem Verhalten beitragen. So kann sich aus der übersteigerten Identifikation mit einem besonders tüchtigen und erfolgreichen Elternteil der Wunsch entwickeln, ebenso erfolgreich zu werden. Alles im Leben

richtet sich darauf aus, alles perfekt zu machen und stets die Bewunderung anderer zu erhalten. Versagensangst und Rollenunsicherheit kommen verstärkt hinzu. Das unermüdliche Ackern am Erfolg wird von vielen Unternehmen und unserer Gesellschaft positiv sanktioniert. Um so schwerer ist es für die Betroffenen, sich zu ihrer Sucht zu bekennen. Nicht zuletzt zeichnen sich die Arbeitssüchtigen durch überdurchschnittlichen Willen und Einsatzfähigkeit aus, sie entsprechen dem Idealbild der Führungskraft. Diese Menschen sind oftmals Maß aller Dinge, Vorbilder für Kollegen und Mitarbeiter. Doch alles in allem geht diese Rechnung nicht auf. Der anfängliche Erfolg erntet Lob und Anerkennung. Doch mit ihrem Übereifer schaden sie sich zum Schluss selbst und dadurch schließlich auch dem Unternehmen.

### Der Verlauf der Sucht

Man kann die Krankheit, die Frauen und Männer gleichermaßen befallen kann, in vier Stadien einteilen:

1. *Einleitungsphase:* Alle Gedanken des/der Arbeitssuchtgefährdeten kreisen mehr und mehr um die Arbeit. Er/sie beginnt heimlich zu arbeiten. Die Familie und andere soziale Beziehungen werden vernachlässigt. Nach einiger Zeit tauchen die ersten Schuldgefühle auf, man würde zu viel arbeiten.
2. *Kritische Phase:* In diesem Stadium entscheidet sich, ob Arbeit nur übertrieben wird oder ob schon eine Sucht entsteht. Die Süchtigen suchen nach Ausreden für ihr Zuviel-Arbeiten: Sie werden unduldsam und aggressiv, die privaten Beziehungen sind gefährdet, alle Lebensbereiche werden der Arbeit untergeordnet.
3. *Die chronische Phase:* Es zählt nur noch die Arbeit, sie gibt den Arbeitssüchtigen die nötige Energie. Alles andere tritt zurück, es wird keine Kraft mehr dafür aufgewendet. Der/die Süchtige reißt durch falsch verstandenen Perfektionismus immer mehr Aufgaben an sich.
4. *Endphase:* Bedingt durch krankhafte Folgeerscheinungen kommt es bei Arbeitssüchtigen zu einem massiven Knick ihrer Leistungsfähigkeit. Sie scheiden schon frühzeitig, meist Mitte 50, aus dem Berufsleben aus oder sterben vorzeitig. Besonders gefährdet sind Vorgesetzte, die viel Raum für freie Gestaltungsmöglichkeiten haben. Seltener tritt die Sucht bei Menschen mit festen Dienstzeiten auf.

### Arbeitssucht und Partnerschaft

Zuviel arbeiten und arbeitssüchtig sein ist einer der Hauptgründe für partnerschaftliche und familiäre Zerrüttungen. Arbeitssucht lässt die betroffenen Menschen allmählich ihre persönliche Verantwortung verlieren und damit die Fähigkeit für menschliche Nähe und Liebe sowie für das Erkennen der Bedürfnisse anderer. Arbeitssucht wird zunehmend zu einer Flucht vor einem erfüllten und ganzheitlichen Leben. Wenn etwas schief läuft, sind in der Regel die anderen schuld. Arbeitssüchtige Menschen klären ungern Beziehungskonflikte, denn diese hindern sie in ihren Augen in ihrem Arbeitsablauf. In Wirklichkeit gehört dieses Wegschieben von zwischenmenschlichen Problemlösungen aber zu einem Verdrängungsprozess.

Viele Partner arbeitssüchtiger Menschen erleben ihre arbeitssüchtigen Partner aber nicht etwa als zufriedene Menschen. Diese stöhnen über die viele Arbeit und sprechen immer wieder die Hoffnung aus, doch endlich einmal mit der Arbeit fertig zu werden, um sich dann wieder allem anderen widmen zu können. „Nur dieses eine Mal noch richtig arbeiten können, um mit allem fertig zu werden“... – eine Aussage, die Partner und Freunde zunächst erleichtert und beruhigt aufseufzen lässt. Die Sucht nach Anerkennung und das zunehmend zerbrechliche Ego führen dazu, dass sich arbeitssüchtige Menschen dann doch wieder einem neuen Aufgabenbereich zuwenden, um sich zu beweisen, dass alles in Ordnung ist.

Die arbeitssüchtigen Symptome: Streben nach Vollkommenheit, Neigung zum Perfektionismus, alles soll anständig gemacht werden, ständiger Leistungsdruck, Angst und Stress, gefühlsmäßige Verkümmern, Selbstbezogenheit, Verstrickung usw., all diese Symptome zeigen arbeitssüchtige Menschen häufig auch in ihren Partnerschaften, was zu vielen konflikträchtigen Situationen führt. Mit zunehmender Arbeitssucht leiden vielbeschäftigte und durch Arbeit übermäßig ausgefüllte Menschen unter periodisch auftretenden Anfällen von Müdigkeit, die chronisch werden und zur totalen Entkräftung führen können. Diese körperliche und gefühlsmäßige Erschöpfung kann aber auch durch Hyperaktivität überdeckt werden. Meist brechen sie am arbeitsfreien Wochenende völlig zusammen und tun buchstäblich nichts. Meist zu müde, um aufzustehen

und zu essen, manchmal sogar zu erschöpft, um zu schlafen. Für die Partnerschaft bleibt da wenig Zeit. Da die Arbeit alles wichtige überschattet, sind arbeitssüchtige Menschen sehr auf sich selbst fixiert und benutzen die Arbeit als Droge, um ihr schwaches Ego zu stärken. Sie stehen sich selbst, aber sie stehen ihrem Partner oder ihrer Partnerin nicht zur Verfügung. Viele arbeitssüchtige Menschen sind in ihrem Kopf einsichtig für ihr Problem und sprechen häufig von ihren Schuldgefühlen und Gewissensbissen. Doch ihr Verhalten verändern sie nicht.

Arbeitssüchtige Menschen haben oft ihr Bedürfnis nach Nähe verloren. Arbeitssüchtige brauchen oft die Illusion, Kontrolle zu haben und andere zu beherrschen. Es fällt ihnen schwer, auf Kontrolle zu verzichten. Und daher fällt es ihnen auch oft schwer, anderen nahe zu sein. Die Angst vor Intimität nimmt ebenso zu wie das Verheiratetsein mit dem Job und dem Beruf. Alle Energien und Verpflichtungen fließen in den Beruf. Sexualforscher haben festgestellt, dass Erschöpfung, Ablenkung und berufliche Sorgen für sexuelle Störungen mit verantwortlich sind. Hinzu kommen der Verlust der Gefühle und das Motto: „Erst die Arbeit und dann das Spiel“; „Produktivsein ist wichtiger als Spaß“.

Nehmen sich arbeitssüchtige Menschen Zeit, darüber nachzudenken, wie ihr Leben weitergeführt werden soll, können diese Fragen eher in eine Krise als in einen Ausweg führen. Gefühle von Leere und Einsamkeit bestimmen häufig die Ruhezeiten arbeitssüchtiger Menschen, was schnell wieder die Rückkehr an den Arbeitsplatz nach sich zieht. Tragischer Weise erkennen arbeitssüchtige Menschen erst dann, welches Glück sie verspielt oder versäumt haben, wenn sie ihre Partnerin oder ihren Partner bzw. ihre Familie durch Trennung oder Scheidung verloren haben. In durch arbeitssüchtige Partner gestörten Beziehungen macht es wenig Sinn, die Schuld für die Beziehungsstörung dem arbeitssüchtigen oder dem co-abhängigen Partner zu geben. In der Regel lernen sich beide schon mit den Grundmustern ihrer Persönlichkeitsstruktur kennen. „Wenn wir erst einmal verheiratet sind, wird es sich schon ändern“ ist oft ein Trugschluss. Einstellungen und Eigenschaften, die bereits vor der Partnerschaft existieren und auch offen erkennbar sind, werden in der Regel nicht in der Ehe verändert werden. Sie werden als Mitgift in die Ehe eingebracht. Selten entwickelt ein

arbeitssüchtiger Mensch die Arbeitssucht erst in der Beziehung. Dies kann allerdings dann der Fall sein, wenn massive Beziehungsprobleme einen oder beide in ihre Arbeit treiben. In der Regel entstehen die Beziehungskrisen aber gerade durch die übermäßige Arbeit eines der beiden Partner. Wenn die Liebes- bzw. Beziehungsenergie dem „Gott Arbeit“ geopfert wird, lockern sich in der Regel die Bande zwischen den Partnern. Andere Beziehungsverpflichtungen, z.B. das Elternsein, wirken für den Noch-Zusammenhalt stärker als das partnerschaftliche Band, wenn echte Liebe und gesunde Kommunikation zwischen den Partnern zusammengebrochen sind. Arbeitssüchtige Menschen vernachlässigen ihre Partner, die dann ernüchtert feststellen, dass sie gegen den Beruf und die Arbeit einen aussichtslosen Kampf um seine Zeit und seine Aufmerksamkeit führen.

### **Lösungsansätze**

Leipziger Psychologen, die sich mit der Thematik beschäftigt haben, empfehlen Arbeitssüchtigen zunächst einmal, zu ihrer Sucht zu stehen, weiters Geduld zu haben und sich keine Wunder zu erwarten. Denn zur Genesung gehört ein allmähliches Abtragen der Bedrängung, die man um sich herum aufgebaut hat. Workaholics sollten weiters lernen zuzuhören. Die meisten arbeitssüchtigen Menschen sind notorisch schlechte Zuhörer. Sie sind rasch gelangweilt und ruhelos und suchen im Gespräch ständig nach Gelegenheiten, das Thema wieder auf ihre eigenen Interessen zu bringen. Das Psychologenteam empfiehlt den Betroffenen weiters, professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen, auch wenn der Terminkalender – zumindest zu Beginn – ausgebucht ist und insofern kaum Platz für Therapiestunden aufweist. Bei positiven Erfahrungen im Zuge der Psychotherapie dürfte die Platzsuche im Terminkalender zusehends leichter fallen. Auch soll man vieles unternehmen, was Spaß macht und Freude und Erholung bietet. Mit dem Partner/der Partnerin sollte man regelmäßig zusammen ausgehen und (wieder) beginnen, gemeinsame Abende, Wochenenden und Urlaube zu planen. Ein genereller Ratschlag, den alle Workaholics beherzigen sollten: „Lassen Sie es sich gut gehen, und machen Sie Schluss mit allem, was Hast bedeutet.“

**Quelle:** Werner Stangl: Workaholic – die Sucht nach Arbeit; <http://www.stangl-taller.at/ARBEITSBLAETTER/SUCHT/Arbeitssucht.shtml>; Abfragedatum: 20.4.2004

## Typen von Arbeitssüchtigen

Bei der Analyse empirischer Daten wurde am Psychologischen Institut der Universität Bonn der Versuch unternommen, mit Hilfe clusteranalytischer Verfahren „Typen“ von Arbeitssüchtigen zu ermitteln. Auch wenn Typologisierungen immer Überspitzungen darstellen, die in „Reinform“ in der Realität kaum vorkommen, wird aus den Ergebnissen der Gruppierungsanalysen deutlich, dass nicht pauschal von der Arbeitssuchtproblematik oder dem Arbeitssüchtigen gesprochen werden sollte. Es handelt sich bei der Arbeitssucht vielmehr um ein facettenreiches und vielschichtiges Phänomen. Folgende Typen konnten identifiziert werden:

### **Die entscheidungsunsicheren Arbeitssüchtigen**

Gemessen an den übrigen drei Arbeitssüchtigen-Typen lassen sich bei den entscheidungsunsicheren Arbeitssüchtigen auf den ersten Blick relativ wenige Arbeitssuchtmerkmale feststellen. Sie weisen zwar eine vergleichsweise hohe quantitative Arbeitsbelastung auf, verfügen gleichzeitig aber auch über eine große Menge an freier Zeit. In allen übrigen Themenbereichen lassen die entscheidungsunsicheren Arbeitssüchtigen aber kaum ausgeprägte arbeitssüchtige Einstellungs- und Verhaltensmuster erkennen. Signifikante Unterschiede fanden sich ausschließlich in Richtung einer stärkeren Arbeitssuchtorientierung, daher werden die entscheidungsunsicheren Arbeitssüchtigen auch als „die Einäugigen unter den Blinden“ betrachtet.

### **Die überfordert unflexiblen Arbeitssüchtigen**

Diese Personen lassen sich durch starke Angst- und Überforderungsgefühle bezüglich ihrer Arbeit sowie durch eine ausgeprägte Unflexibilität und fehlende Spontaneität (nicht nur im Arbeitsbereich) kennzeichnen. Sie sind allerdings nicht ausgeprägt zwanghaft im Hinblick auf ihre Arbeitserledigung. Die überfordert-unflexiblen Arbeitssüchtigen berichten über eine Vielzahl von auf eine Arbeitssuchtsymptomatik hindeutenden Beeinträchtigungen, insbesondere im interpersonellen und im gesundheitlichen Bereich.

### **Die verbissenen Arbeitssüchtigen**

Diese fühlen sich nicht überfordert oder ängstlich in Bezug auf ihre Arbeit und sind weder zwanghaft noch unflexibel oder entscheidungsunsicher, neigen aber dazu, ihre Überzeugungen und Absichten „um jeden Preis“ durchzusetzen. Sie arbeiten viel (sowohl im Beruf als auch im Haushalt), haben wenig Freizeit und sind auffallend zufrieden mit ihrer Arbeit. Ausgeprägt sind bei den verbissenen Workaholics süchtige Arbeitsmuster. Auffallend ist ihre vergleichsweise große Nähe zu den zentralen Inhalten und Werten der protestantischen Arbeitsethik, ihre ablehnende Haltung gegenüber Verantwortungsabgabe und Arbeitsdelegation sowie ihre ausgeprägten Probleme im interpersonellen und insbesondere im partnerschaftlichen Bereich.

### **Die überfordert-zwanghaften Arbeitssüchtigen**

Sie weisen die stärksten Zwanghaftigkeitsanzeichen aller hier untersuchten Typen auf. Kennzeichnend für sie sind Überforderungs- und Angstgefühle bezüglich der Arbeit, zwanghaft-ritualisiertes Arbeiten, Entscheidungsschwierigkeiten bei der Arbeit und eine verbissene Haltung bei der Arbeitserledigung. Dabei weisen die überfordert-zwanghaften Arbeitssüchtigen die vergleichsweise geringste Arbeitsstundenzahl auf. Gleichzeitig verfügen sie über relativ viel Freizeit. Sie sind auffällig unzufrieden mit ihrer Arbeit und sind extrem perfektionistisch in ihrem Anspruchsniveau.

**Quelle:** [http://www.psychologie.uni-bonn.de/wiorg/forschung/arbeit\\_topolog.htm](http://www.psychologie.uni-bonn.de/wiorg/forschung/arbeit_topolog.htm)

## Die Droge im Wohnzimmer

*Die Dosis macht das Gift: Auch übermäßiger Fernsehkonsum kann zur Sucht werden. Das Fernsehen ermöglicht dem Zuschauer, die wirkliche Welt auszulöschen und in einen angenehmen und passiven psychischen Zustand zu versinken.*

Fernsehen ist die beliebteste Freizeitaktivität der Welt: In den Industrieländern opfern die Menschen dafür im Durchschnitt drei Stunden täglich – die Hälfte ihrer Freizeit und mehr als für jede andere Einzelaktivität außer Arbeiten und Schlafen. In Umfragen des amerikanischen Gallup-Instituts aus den Jahren 1992 und 1999 bekannten sich 40 Prozent der Erwachsenen und 70 Prozent der Jugendlichen dazu, viel fernzusehen. Andere Studien ergeben übereinstimmend, dass sich rund zehn Prozent der Erwachsenen als fernsehsüchtig einstufen.

Psychologen sprechen allgemein von Abhängigkeit, wenn folgende Merkmale vorliegen:

- \* Betroffene verbringen einen großen Teil ihrer Zeit mit dem Konsum des Suchtmittels
- \* Sie konsumieren es häufiger, als sie es eigentlich wollen
- \* Sie unternehmen wiederholt vergebliche Versuche, den Konsum zu reduzieren
- \* Sie geben wichtige soziale, familiäre oder berufliche Tätigkeiten auf, um das Suchtmittel zu konsumieren
- \* Sie berichten von Entzugserscheinungen bei Einstellung des Konsums

All diese Kriterien können auf Vielseher durchaus zutreffen. Im „Lexikon der Süchte“ wird Fernsehsucht als Zustand definiert, in dem Süchtige dazu neigen, den Tagesablauf, das Denken und Fühlen von Fernsehprogrammen bestimmen zu lassen. Genussüchte, zu denen das Fernsehen zählt, sind von Verhaltensweisen bestimmt, die auf maximalen Lustgewinn ausgerichtet sind. Das Gefallen an der jeweiligen Tätigkeit, wie zum Beispiel eine Soap Opera zu sehen, kann sich zum Zwang steigern, der allerdings nicht unbedingt als Leid empfunden werden muss. Fernsehsucht hat mit dem Wunsch nach Spannung und Entspannung zu tun, ohne dafür etwas tun zu müssen. Es entwickelt sich bei manchen fast ein stellvertretendes Leben, das statt dem eigenen Leben im Fernsehen abläuft. Solche Leute fiebern dann häufig den abendlichen Serien entgegen,

können nicht mehr ausgehen, wohin sie wollen, weil sie „genau die eine Sendung“ nicht verpassen dürfen.

In einer von den amerikanischen Medienpsychologen Robert Kubey und Mihaly Csikszentmihalyi durchgeführten Untersuchung berichteten Testpersonen eine Woche lang mehrmals pro Tag über ihr aktuelles Befinden. Die Probanden gaben mehrheitlich an, sich nach dem Fernsehen schlechter konzentrieren zu können als vorher. Hingegen erwähnten sie nach dem Lesen nur selten solche Schwierigkeiten. Im Anschluss an sportliche Aktivitäten oder dem Ausüben eines Hobbys berichteten die TeilnehmerInnen meist von einer Verbesserung ihrer Stimmung. Nach dem Fernsehkonsum blieb die Laune ungefähr gleich oder verschlechterte sich sogar.

Wie problematisch Vielfernsehen für Kinder und Jugendliche ist, zeigen die Ergebnisse einer Untersuchung der Forschungsgruppe Psychophysiologie an der Universität Freiburg. Exzessiver Fernsehkonsum, so die Freiburger Psychologen, verändert Leben und Erleben der betroffenen Kinder. Kinder, die viel fernsehen:

- \* sind seltener zu Fuß oder mit dem Rad unterwegs
- \* führen seltener Gespräche
- \* haben weniger Zeit für Freunde
- \* spielen seltener Musikinstrumente
- \* reagieren weniger auf im Fernsehen Gesehenes
- \* sind häufiger durch die Schule emotional belastet

Zudem vermittelt das Fernsehen ein unzutreffendes Bild der sozialen Wirklichkeit, das die Einstellungen der Zuschauer entsprechend verändert und damit auch das Verhalten prägen kann. So kommen Gewaltdarstellungen im Fernsehen etwa hundertmal häufiger vor als in der Realität. Vielseher haben infolgedessen eher Angst, nachts allein auf die Straße zu gehen. Belegt ist außerdem der Einfluss der Werbung auf das Verhalten. So werden die Vorlieben der Kinder für bestimmte Nahrungsmittel vom Ausmaß des Fernsehkonsums beeinflusst.

Als wichtiges Motiv zum Fernsehen wurde das Alleinsein identifiziert. Dadurch, dass Vielseher weniger Kontakt mit Freunden haben, wird die Möglichkeit, ihr Weltbild an der Realität zu messen, weiter verringert. Das Freiburger Psychologenteam empfiehlt Eltern daher, mehr Zeit für ihre Kinder zu verwenden, um ihnen bessere Alternativen zum Fernsehen aufzuzeigen.

Voraussetzung hierfür ist allerdings, dass sich die Eltern der Problematik bewusst sind. Selbstverständlich ist dies nicht, denn auch viele Erwachsene sehen viel länger fern als geplant, obwohl längeres Zusehen weniger Befriedigung verschafft. Je länger die Probanden der erwähnten amerikanischen Untersuchung vor der Röhre saßen, umso weniger hatten sie nach eigenen Aussagen davon. Oft trübt offenbar auch ein gewisses Schuldgefühl – man hätte die Zeit sinnvoller nutzen sollen – das Fernsehvergnügen. Viele beschreiben ihr zwanghaftes Verhalten mit den Worten: „Ich will gar nicht so viel fernsehen, aber ich kann einfach nicht anders. Ich muss es einfach tun“. Oft merkt man schon in den ersten Minuten, dass es ein bestimmter Film nicht wert ist, gesehen zu werden – und bleibt dennoch bis zum Ende davor sitzen. Doch bringt man einmal die Willenskraft auf, aufzustehen und abzuschalten, wendet sich die Aufmerksamkeit sofort anderen Dingen zu.

### **Faszination bewegter Bilder**

Was macht nun die geradezu magische Anziehungskraft des Fernsehens aus? Zum Teil scheint die biologische „Orientierungsreaktion“ schuld zu sein, die der russi-

sche Physiologe Iwan Pawlow erstmals 1927 beschrieben hat: Unsere Augen und Ohren wenden sich instinktiv jedem plötzlichen oder unbekanntem Reiz zu. Dies ist Teil unseres evolutionären Erbes – eine Art eingebauter Sensor für überraschende Bewegungen und mögliche räuberische Gefahren.

Durch formale Gestaltungsmittel – Schnitt, Montage, Zoom, Kameraschwenk, plötzliche Geräusche – löst das Fernsehen fast unentwegt diese Orientierungsreaktion aus. D.h. es fesselt die Aufmerksamkeit eher durch stilistische Tricks als durch Inhalte. Um den Fernsehkonsum besser in den Griff zu bekommen, empfehlen Kubey und Csikszentmihalyi vor allem, das Medium bewusster einzusetzen: „Führen Sie einige Tage lang Tagebuch über alle Sendungen und bewerten Sie, wie viel Genuss oder Information sie Ihnen verschafften“, lautet ihr zentraler Ratschlag an alle übermäßigen Fernsehkonsumenten.

Damit Heranwachsende lernen, das Fernsehen und andere Medien bewusster zu nutzen, plädieren die Forscher für gezielte Medienerziehung in der Schule. Die SchülerInnen sollen lernen, Gesehenes und Gehörtes zu analysieren und kritisch zu konsumieren. Denn bei richtiger Dosierung kann das Fernsehen durchaus zu Entspannung und Information verhelfen. [hs]

**Quellen:** Salzburger Nachrichten, 11.5.2002; Spektrum der Wissenschaft, Heft Mai 2002; members.fortunecity.de; www.hilfe24.de; www.schularzt.de

## **Drogenpolitik im Umbruch?**

*Anzeigen, Verurteilungen und Inhaftierungen auf Grund von Vergehen nach dem Suchtmittelgesetz (SMG) steigen in Österreich drastisch an. Gleichzeitig wird von der Möglichkeit einer Zurücklegung der Anzeige bei geringen Delikten („Eigengebrauch“) immer seltener Gebrauch gemacht. Auch der Grundsatz „Therapie statt Strafe“ scheint zunehmend verlassen zu werden.*

In den westlichen Industrieländern hat sich nach 30 Jahren „illegalisierter Drogenproblematik“ ein klares politisches Konzept herauskristallisiert. Es beruht auf den drei Säulen Repression, Suchthilfe/Therapie und Prävention, die in einem ausgewogenen Verhältnis aufzubauen und umzusetzen sind.<sup>1</sup> Analysiert man aber die öffentlichen Aufwendungen gegen die illegalisierte Drogenproblematik, zeigt sich ein ganz anderes Bild:

Die drei Säulen sind alles andere als ausgewogen. Während die Repression klar dominiert, wird die Prävention in der Praxis zu ihrem „Beiwagerl“. (siehe Abbildung 1) Die Ausweitung der Exekutivität in den vergangenen zehn Jahren schlägt sich allerdings kaum im Verbrechensbereich nieder, reduziert das Angebot nicht wesentlich und betrifft massiv KonsumentInnen.

Abbildung 2 zeigt deutlich, dass die gesteigerte Exekutivtätigkeit keine Auswirkungen auf die Zahl der Verbrechen (schwere Delikte) hat, sondern sich nahezu ausschließlich im massiven Ansteigen der Anzeigen wegen Vergehen (leichte Delikte) nach dem SMG niederschlägt. Die Wiener Suchtforscherin Irmgard Eisenbach-Stangl vom Ludwig-Bolzmans-Institut für Suchtforschung führt den Anstieg der Anzeigen vor allem auf die Reorganisation der Drogenfahndung ab Anfang der 90er Jahre zurück, konkret auf die verstärkte Einbindung der Bezirkskommissariate und der Zollbehörden, die Kooperation mit Europol sowie auf die generelle Zunahme der Aktivitäten im Drogenbereich. Dagegen lassen sich in einschlägigen Studien keine Anhaltspunkte für wesentliche Änderungen in der Verbreitung von Drogen finden.<sup>2</sup>

### **Kriminalisierungstendenzen**

Bei der Analyse der Jahresberichte zur Suchtmittelkriminalität des Innenministeriums zeigt sich, dass die Gesamtanzeigen in Relation zu 1993 um 124 Prozent gestiegen sind, die sichergestellten Mengen aber nur um rund 14 Prozent. Lediglich rund ein Viertel der Anzeigen im Suchtmittelbereich basiert auf Sicherstellungen.

„Es bestehen Kriminalisierungstendenzen im Aktionsfeld der politisch Verantwortlichen, die nicht erkennen wollen, dass die von ihnen initiierten strengeren Modelle größeren Drogenhändlern kaum schaden, dafür junge Suchtgiftmissbraucher massenweise kriminalisieren“, so Gerhard Litzka, vormals langjähriger Drogenkoordinator im Justizministerium. Das derzeitige Vorgehen der Exekutive, den Mangel an Großaufgriffen durch tausende Anzeigen gegen KleinkonsumentInnen zu kompensieren, sei drogen- und budgetpolitisch ein Irrweg, so Litzka weiter.<sup>3</sup>

Abbildung 3 zeigt, dass die Verurteilungen im Vergehensbereich nach dem SMG in den letzten drei Jahren stark zugenommen haben. Im Jahr 2002 betrafen rund drei Viertel aller Verurteilungen Vergehen nach dem SMG und der Anteil steigt im Gegensatz zu den Gesamtverurteilungen stetig: Zwar ist es in Österreich gelungen, die Zahl der Gesamtverurteilungen seit 1993 spürbar zu senken, nicht zuletzt durch Maßnahmen wie den außergerichtlichen Tatausgleich. Bei Verurteilungen nach dem SMG ist der Trend allerdings entgegen-

gesetzt. Dies lässt sich auch an der Statistik der Anzeigenzurücklegungen erkennen.

Bis zum Jahr 2001 legten die Staatsanwaltschaften und Gerichte relativ parallel zur Anzeigenentwicklung Anzeigen zurück, was eine massenhafte Kriminalisierung von KonsumentInnen verhinderte. 2002 hat es jedoch einen Trendwechsel gegeben: Die Zahl der Anzeigen ist gestiegen, das Verhältnis zwischen Ersttäter und Wiederholungstäter konstant geblieben und die sichergestellte Menge rückläufig. Trotzdem wurden weniger Anzeigen zurückgelegt. Dies ist nur mit einer geänderten Praxis von Staatsanwälten und Gerichten zu erklären. Dies hat natürlich auch Auswirkungen auf den Haftbereich. So vermerkt der Nationale Drogenbericht (ÖBIG 2003): „Schon jetzt nehmen die Haftantritte von Jugendlichen, die wegen Suchtmitteldelikten verurteilt worden sind, zu. Im Zeitraum von 2000 bis 2002 gab es etwa bei den 14- bis 18-Jährigen einen Zuwachs bei den Suchtmittel-Vergehen von 162,7 Prozent und bei den Verbrechen von 68,9 Prozent. Bei „Heranwachsenden“, also den 18- bis unter 21-Jährigen, sind es 136,7 Prozent (Vergehen) und 68,9 Prozent (Verbrechen).“

### **Budget für repressive Bereiche ausgeweitet**

Der ehemalige Drogenkoordinator des Justizministeriums, Gerhard Litzka, warnt vor den Folgen des nunmehr vollzogenen Politikwechsels: „Eine Politik aber, die - in welchem Staat auch immer - sei es aus populistischen Gründen, aus Unkenntnis oder aus sonstigem Unvermögen diesen Formen der Massenkriminalisierung den Vorzug gibt, wird zum Wegbereiter jener gesellschaftspolitischen Katastrophe, die uns am Beispiel USA vor Augen geführt wird. In den USA sind derzeit ein Prozent der Bevölkerung, also mehr als zwei Millionen Menschen, hinter Gittern. Auf Österreich umgelegt würde das bedeuten, dass der Häftlingsstand nicht wie derzeit 8.000, sondern 80.000 Personen betragen würde. Bei Modellen der Entkriminalisierung im Sinne von „Helfen statt Strafen“ ist Österreich längst von allen europäischen Staaten überholt worden. Österreich gilt als Hochstrafenland.“<sup>4</sup>

Die Bundesregierung reagierte auf ihre Weise auf diese Entwicklung: Durch ein kurzfristig Anfang Dezember 2003 beschlossenes Sonderbudget wurden die repressiven Bereiche für 2004 monetär ausgeweitet: Der Bud-

getvoranschlag des Innenministeriums wurde um 36 Millionen Euro aufgestockt, der des Justizressorts um 17,6 Mio.<sup>5</sup> Dabei wurde die Bereitstellung zusätzlicher Mittel für die Justiz vor allem mit dem Bau neuer Gefängnisse begründet. Betrachtet man die Entwicklung im Gesamtverurteilungsbereich, wird ersichtlich, dass die Mittelaufstockung vor allem den Drogenbereich betrifft, ein Umstand, der sich offenbar auch in Exekutivkreisen schon herumgesprochen hat: „Unsere Führung pumpt jedes verfügbare Mittel in die Drogenbekämpfung“, erläutert Richard Benda, Kriminalpolizist und ÖVP-Bezirksrat in Wien-Liesing. Und dies „alles nur, weil sich Großaktionen und Razzien öffentlichkeitswirksam gut verkaufen lassen. Gewalt ist gerade noch ein Zweitthema. Der Rest läuft irgendwie nebenher.“<sup>6</sup>

Thomas Schwarzenbrunner  
Sucht- und Drogenkoordinator des Landes OÖ

#### Anmerkungen

- 1 In letzter Zeit wird dieses Drei-Säulen-Modell als Vier-Säulen-Modell diskutiert. Dabei nimmt die Harm Reduction (Überlebenshilfe) eine eigene Säule ein. Dieses Konzept macht Sinn, ist auch im OÖ Suchtkonzept verankert, es wird darauf allerdings in diesem Artikel auf Grund der fehlenden Datenlage nicht näher eingegangen.
- 2 Eisenbach-Stangl, zit. in ÖBIG, Nationaler Drogenbericht, 2003
- 3 Gerhard Litzka im Gespräch mit den Salzburger Nachrichten, 14.11.2003
- 4 ebenda
- 5 Der Standard, Onlineausgabe, 5. Dezember 2003
- 6 Kriminalpolizei, Ausgabe 12/2003. Online: [http://www.kripo-online.at/krb/show\\_art.asp?id=713](http://www.kripo-online.at/krb/show_art.asp?id=713)

Abbildung 1

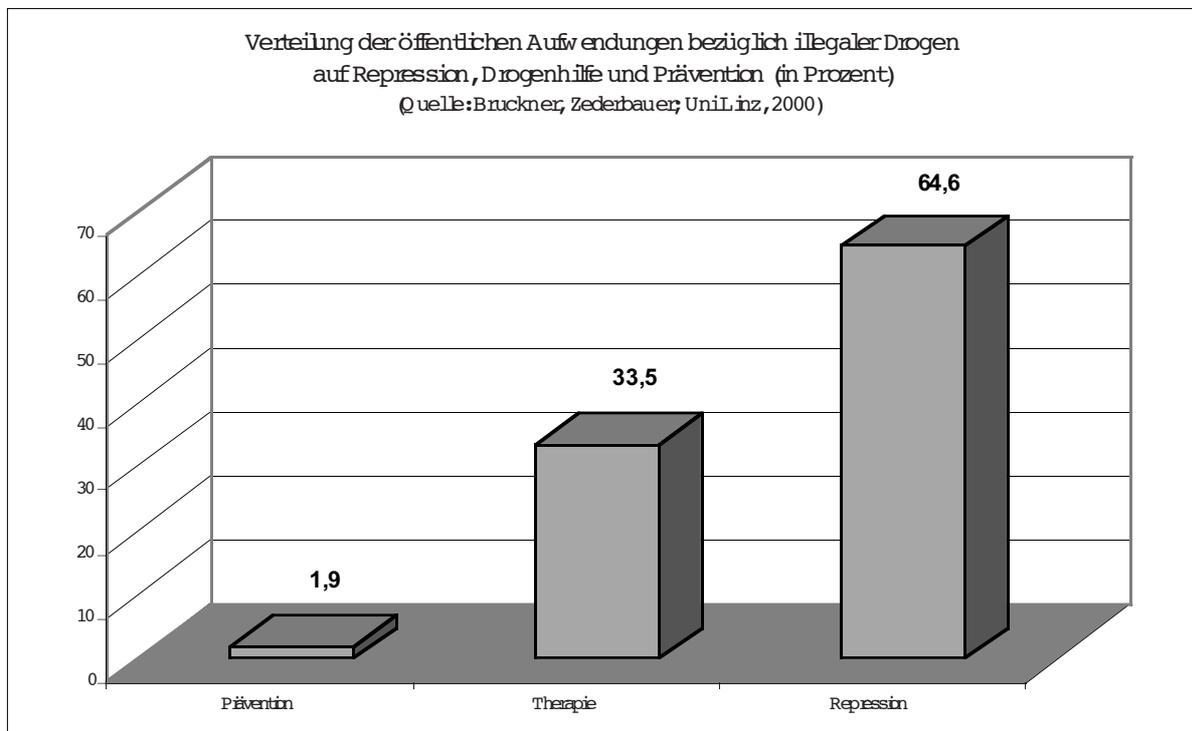


Abbildung 2: Verbrechensanteil der SMG-Anzeigen in Österreich in absoluten Zahlen 1988 bis 2002

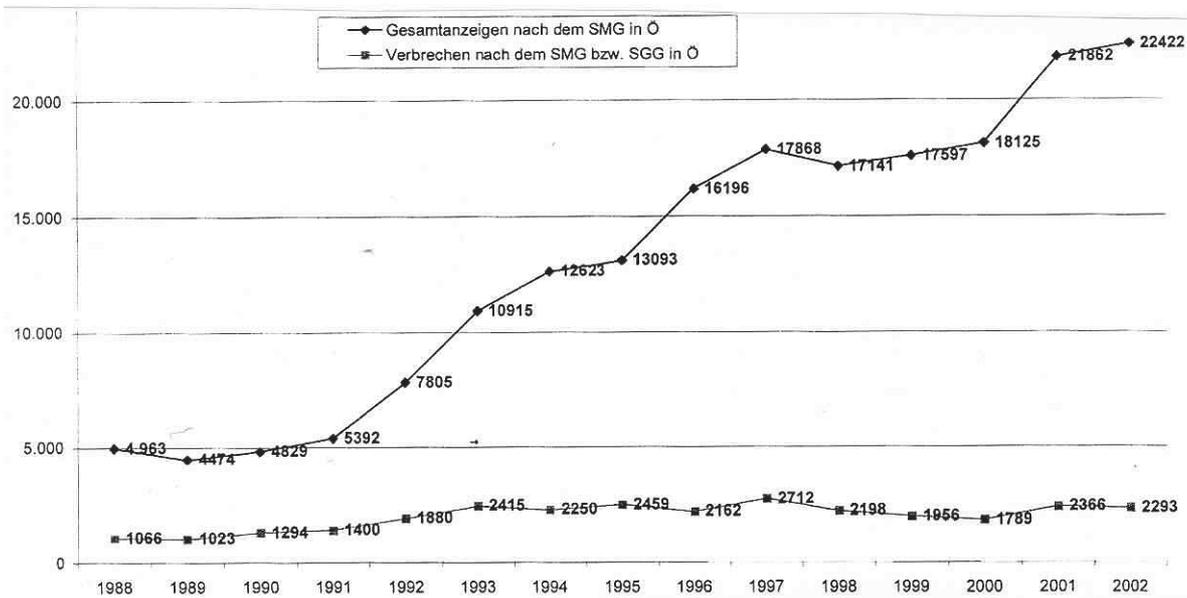
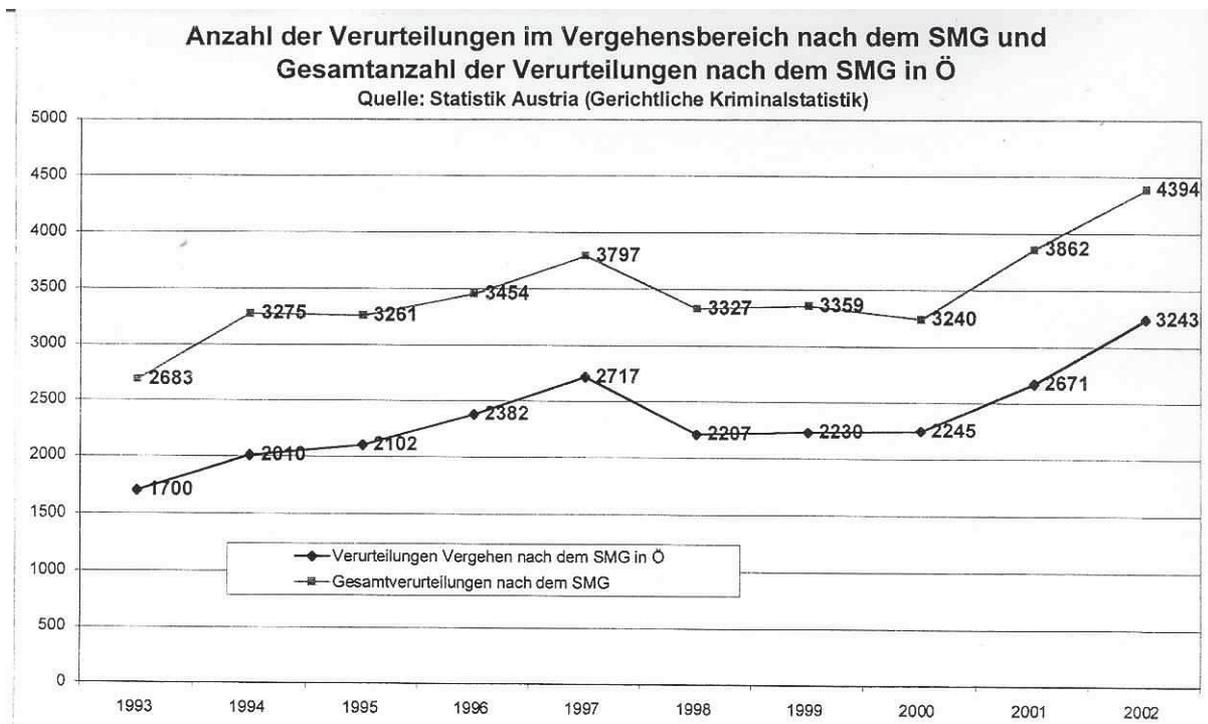


Abbildung 3



## Politik - Drogen – Polemik – Wissen

*Auf dem Weg zu einer wissenschaftlichen Sucht- und Drogenpolitik*

Im Jahr 1999 wurde in Oberösterreich vom Institut Suchtprävention in Zusammenarbeit mit der Drogenkoordination des Landes OÖ zum ersten Mal versucht, für die Planung der Prävention und der politischen Entscheidungen im Sucht- und Drogenbereich systematisch Daten zur Verfügung zu stellen. Eine erfolgreiche Steuerung des Konsums von psychoaktiven Substanzen und Folgeproblemen des Drogengebrauchs benötigt eine genaue Kenntnis des Ausmaßes, der Charakteristik und der Formen des Drogengebrauchs. Darüber hinaus ist eine Aufklärung der Probleme, die mit dem Drogengebrauch einhergehen, unerlässlich. Jedoch nicht Sachpolitik allein ist von Relevanz, auch Fragen nach ethischen Aspekten sind ebenso bedeutsam.

Politische Entscheidungsprozesse spielen sich in einem Feld ab, das von allen gesellschaftlichen Kräften zur Durchsetzung ihrer Interessen, ihrer Wertvorstellungen und ihrer Visionen genutzt wird. Die Sucht- und Drogenpolitik ist ein kleines Randgebiet. Bemerkenswert ist allerdings, dass drogenpolitische Diskussionen selten sachlich geführt werden, zumeist werden mythisch verklärte Schlachten von gestern immer wieder aufs neue ausgefochten. Obwohl es im letzten Jahrzehnt vielfältige wissenschaftliche Fortschritte in der Sucht- und Präventionsforschung, in den Behandlungstechniken und dem Wissen über die Ursachen von Sucht gegeben hat, ist dieses Wissen in Öffentlichkeit und Politik kaum präsent und alte Mythen halten sich zäh in der medialen Berichterstattung.

Im vorliegenden Artikel wird versucht, notwendige Bestandteile einer problem- und lösungsorientierten Sucht- und Drogenpolitik zu beschreiben, um mit dem oberösterreichischen Drogenmonitoring ein Instrumentarium für politische Entscheidungsprozesse bereitzustellen.

### 1. Determinanten der Sucht und des Drogenkonsums

Während Alkohol, Tabak und andere Drogen in fast allen Ländern und Gesellschaften der Erde gebraucht werden, variieren die Ausmaße, Formen und Konse-

quenzen dieses Gebrauchs doch beträchtlich, abhängig von Gesellschaft und Zeit. Ein grundlegendes Verständnis der Determinanten des Drogenkonsums bzw. Drogenmissbrauchs und weiter gefasst der Sucht ist eine notwendige Voraussetzung für eine seriöse Diskussion über drogenpolitische Maßnahmen.

#### a) Neurobiologische Aspekte

Veränderungen im Gehirn, die durch psychoaktive Substanzen hervorgerufen werden, finden sich nicht nur bei akutem Gebrauch, sondern bei chronischem Gebrauch führen diese zu nachhaltigen Veränderungen im neurochemischen Dopaminsystem. Die langfristigen Effekte, die durch neurobiologische Theorien identifiziert werden, können konzeptuell in drei Kategorien unterteilt werden:

- \* Phänomene, die bei Opioiden und Alkohol zu körperlicher Abhängigkeit führen
- \* Anpassungen, die bei Opioiden und Alkohol zur Erhöhung der Toleranz (geringere Wirksamkeit der Substanz bei wiederholter Einnahme) und bei Kokain und Amphetaminen zur Steigerung der Sensibilisierung gegenüber der Substanz führen
- \* die Verbindung von Drogengebrauch und "starken emotionalen Erinnerungen": Später rufen geringe Reize (Plätze, Gerüche, Personen, etc.) das Verlangen nach diesen Substanzen wieder hervor.

Die Neurobiologie zeigt deutlich, dass von politischer Seite Rahmenbedingungen geschaffen werden sollten, um chronische und harte Gebrauchsmuster des Drogenkonsums in der Gesellschaft und bestimmter Nutzergruppen zu mindern, da dadurch irreversible Schädigungen und suchtbedingte Folgeprobleme auftreten können.

#### b) Psychologische Aspekte

Es wird oftmals eine "vulnerable Persönlichkeitsstruktur" angenommen, die Menschen anfälliger für die Entwicklung einer Suchtkrankheit macht, sie bildet sich nach den gängigen psychologischen Theorien in der

frühkindlichen Entwicklungsphase. Es gibt bestimmte Persönlichkeitsentwicklungen, die bei Abhängigen häufig vorgefunden werden. Dazu gehören z.B. eine geringe Frustrationstoleranz, mangelnde Ich-Stärke oder neurotische Entwicklungen. Im Grunde weisen alle psychologischen Theorien der Mutter-Kind Beziehung bzw. der familiären Beziehung entscheidende Bedeutung zu. Voraussetzung für eine Verhinderung bzw. Reduzierung der Gefährdung, Abhängigkeiten zu entwickeln, ist demnach eine Unterstützung von Familien, um die Chancen einer intakten familiären Umwelt zu erhöhen.

*c) Ökonomie: Preissensitivität des Substanzkonsums*

Die Forschungen über die Preissensitivität versuchen auf ökonomischer Ebene Änderungen des Konsumverhaltens bei psychoaktiven Substanzen in Zusammenhang mit Preiserhöhungen bzw. -senkungen zu untersuchen. Die Preissensitivität ist dabei die prozentuelle Änderung der Nachfrage bei einer Änderung von 1 Prozent beim Preis der Substanz. Sinkt zum Beispiel bei einer Erhöhung von 1 Prozent des Preises die Nachfrage um 0,5 Prozent, ergibt das eine Preissensitivität von -0,5.

Für politische Entscheidungen in Zusammenhang mit psychoaktiven Substanzen ist die Preissensitivität ein wichtiger Faktor, der nicht übersehen werden darf. Besonders bei illegalen Drogen kann eine Politik, die dazu beiträgt, die Preise zu erhöhen, negative Auswirkungen haben. Wenn sich etwa bei einer Preiserhöhung die Nachfrage nicht ändert, führt dies in erster Linie zu höheren Gewinnen der Drogenhändler und gleichzeitig zu steigender Begleitkriminalität der DrogenkonsumentInnen. Eine solche Drogenpolitik ist eindeutig kontraproduktiv.

Bei allen Untersuchungen zur Preissensitivität hat sich herausgestellt, dass Jugendliche eine größere Preissensitivität gegenüber Erwachsenen aufweisen. Die gegenwärtige Diskussion über Erhöhung der Preise bzw. Steuern bei Alkopops (süße alkoholische Mischgetränke; vgl. Kasten S. 7) versucht genau an diesem Punkt anzusetzen, um das Einstiegsalter in den Alkoholkonsum bei Jugendlichen zu erhöhen und damit die Chancen einer Alkoholabhängigkeit zu verringern.

*d) Soziale Determinanten des Drogenkonsums*

Der Gebrauch von Drogen zur Beeinflussung des seelischen und körperlichen Befindens ist so alt wie die Menschheit selbst. In vielen Kulturen wurden Suchtmittel bei religiösen und gesellschaftlichen Zeremonien eingesetzt. Die Blätter des Quat-Strauches werden seit ewigen Zeiten von den Jemeniten gekaut. In der kauen Betel-Nüsse. Das Lesen heiliger Texte war im alten Indien nur denjenigen erlaubt, die ihre alltäglichen Gedanken durch den Genuss von Cannabis verdrängt hatten. In der "Odyssee" beschreibt Homer die beruhigende Wirkung des Opiums. Opium gehört zu den am weitesten verbreiteten und ältesten Drogen.

Dennoch gibt es einen Übergang von gesellschaftlich eingebettetem und breit akzeptiertem Drogenkonsum hin zu problematischem Drogenkonsum, der durch unterschiedliche soziale Faktoren verursacht wird. Vermittelt über die Vorenthaltung oder Einschränkung ihrer sozialen Rechte und Möglichkeiten wird vielen Menschen Gesundheit bzw. das Recht auf Gesundheit in der gegenwärtigen Gesellschaft verwehrt. Praktisch alle maßgeblichen Wissenschaftler stimmen der multifaktoriellen Genese der Sucht zu, die einer interdisziplinären Forschung bedarf. So sind es meist soziale Faktoren, die zur Erklärung der Variabilität des Drogenkonsums herangezogen werden. Bestimmte soziale Lagen sind Risikofaktoren – für die individuelle Gesundheit im Allgemeinen wie für Suchtprobleme im Besonderen. Als Hauptfaktoren können Armut, soziale Ungleichheit sowie vorenthaltene gesellschaftliche Beteiligungsmöglichkeiten ausgemacht werden.

Neben der umfassenden Benachteiligung der von Armut betroffenen Menschen sind sie gleichzeitig einem erhöhten Krankheits- und Suchtrisiko ausgesetzt. Es gibt eine Vielzahl von Indikatoren, die auf diesen Zusammenhang hinweisen. Besonders die gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungen, die immer größere Teile der Gesellschaft in neue Formen der Armut führen, sind für eine Gesundheitsförderung, die ihre Sache ernst nimmt, abträglich. In den letzten beiden Jahrzehnten haben sich "Inseln der Armen" herausgebildet, auf denen insbesondere Kinder und Jugendliche überdurchschnittlich häufig vertreten sind. Es ist davon auszugehen, dass wichtige Sozialisationschritte behindert werden, wenn hierzu kein Raum, kein Geld

und keine soziale Unterstützung vorhanden sind. Für die Entwicklung von weiteren Abhängigkeiten ist diese Situation die beste Voraussetzung.

Mangelnde Zukunftsperspektive und Zukunftsängste, vor allem im Arbeits- und Ausbildungsbereich, führen zu geringerer Bindung an gesellschaftliche Wertvorstellungen und Normen. Gemäß der Anomietheorie (Emile Durkheim; Robert K. Merton) sind mit einer schwachen Bindung in der Regel Schwierigkeiten oder die Unfähigkeit verbunden, selbstverständlich erscheinende Verhaltensweisen und Gewohnheiten der Gesellschaft zu verarbeiten und auch nach ihnen zu leben. Die Bereitschaft zu "abweichendem Verhalten" steigt. (In der Soziologie ist Drogenabhängigkeit lange Zeit ausschließlich unter dem Etikett "abweichendes Verhalten" behandelt worden.)

Die sozialen Determinanten der Sucht stellen die größte Herausforderung an die Politik dar, da sie tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen nach sich ziehen. Sie gehen weit über Drogenpolitik hinaus und reichen bis zur Ökonomie und Sozialpolitik.

#### e) Die Ebene der Substanzen

Die Substanz als eigentliches "Objekt der Begierde" wird an dieser Stelle nur sehr kurz angesprochen. Ausgegangen wird von einem unterschiedlichen Suchtpotential unterschiedlicher Substanzen, um ein objektives Gefährdungspotential durch diese Substanzen festzusetzen. Wichtig ist ebenso die Form der Einnahme der Substanzen. Paradigmatisch sei an das Tabakrauchen erinnert. Viele Raucher schätzen in erster Linie die habituelle Geste des Rauchens und Inhalierens. Wird Nikotin in anderer Form verabreicht, stellt das keinen befriedigenden Ersatz für den Akt des Rauchens dar.

## 2. Methoden zur Einschätzung der Problematik

Die Erkundung der soziokulturellen und sozioökonomischen Bedingungen für die Verbreitung des Konsums von psychoaktiven Substanzen, die nur in bestimmten Subkulturen konsumiert werden, verlangen nach anderen methodischen Zugängen als etwa die Einschätzung der Konsummuster von Alkohol. 2003 entwickelten Kemmesies/Werse/Müller ein "*epidemiologisches Stu-*

*fenmodell*", das eine bessere Beschreibung der Entwicklung des Drogenkonsums ermöglicht.

- 1 *Endemisch*: Die Verbreitung der jeweiligen Droge ist stark auf bestimmte Altersgruppen, sozioökonomische Gruppierungen (Milieus/Schichten) begrenzt.
- 2 *Endemisch-Epidemisch*: Die Entwicklungen deuten darauf hin, dass der Gebrauch bestimmter Substanzen beginnt, sich über verschiedene Altersgruppen, sozioökonomische Gruppierungen auszuweiten.
- 3 *Epidemisch*: Der Gebrauch bestimmter Substanzen geschieht in verschiedenen Altersgruppen, sozioökonomischen Gruppierungen.
- 4 *Epidemisch-Pandemisch*: Der Gebrauch bestimmter Substanzen beschränkt sich nicht mehr auf klar definierbare Altersgruppen, sozioökonomische Gruppierungen.
- 5 *Pandemisch*: Der Gebrauch bestimmter Substanzen erstreckt sich stark über unterschiedliche Altersgruppen, sozioökonomische Gruppierungen. (Beispiel: Alkohol)

An diesem Modell können sehr anschaulich die Reichweite und das Einsatzgebiet der verschiedenen Erhebungsinstrumente dargestellt werden. Auf den Stufen des dargestellten Kontinuums sind jeweils andere Methoden einzusetzen, um Ausmaß und Form des Substanzkonsums in Erfahrung bringen zu können.

*Bevölkerungsbefragungen* liefern ausschließlich Ergebnisse zum Verhalten und zu Einstellungen der Allgemeinbevölkerung. Der Hauptvorteil dieser Forschungsmethode ist die Möglichkeit, direkt eine bestimmte Problemstellung und daran gebildete Hypothesen mit Hilfe von Fragebatterien zu testen. Spezielle KonsumentInnengruppen werden damit allerdings nicht erfasst, so dass man gerade im Bereich der illegalen Drogen unbedingt zu anderen Methoden greifen muss. Denn einerseits sind die Prävalenzzahlen vielfach zu gering, andererseits ist die soziale Wünschbarkeit zu groß, um zuverlässige Ergebnisse zu bekommen. Vor allem werden die Personen, die am stärksten von der Drogenproblematik betroffen sind und damit die eigentliche Zielgruppe von drogenpolitischen Maßnahmen bilden, in dieser Art von Erhebung kaum erfasst. Mit Bevölkerungsbefragungen lassen sich am besten Konsummuster einschätzen, die zumindest auf Stufe 3 des epidemiologischen Stufenmodells angesiedelt sind. Im Rah-

men des oberösterreichischen Drogenmonitorings findet im Abstand von drei Jahren eine Bevölkerungsbefragung statt.

*Produktions- und Verkaufszahlen:* Daten aus Bevölkerungsbefragungen können mit den Produktions- und Verkaufszahlen verglichen werden, allerdings nur bei legal gehandelten Drogen (Alkohol, Nikotin). Diese bilden ein Korrektiv zu den Eigenangaben des Konsums. Wie bei Bevölkerungsbefragungen muss zumindest eine Verbreitung auf Stufe 3 des Modells vorliegen. Die Daten werden nach Verfügbarkeit ausgewertet.

*Indirekte Indikatoren für den Konsum:* drogenbedingte Todesfälle, strafrechtliche Verfolgung, Therapie und Betreuung usw. Sie geben Aufschluss über das Ausmaß und den Schweregrad der Konsequenzen, die sich aus dem Konsum von Drogen ergeben, vermitteln aber auch ein genaueres Bild von den KonsumentInnen selbst, welches über Surveys nicht erreichbar ist. Darüber hinaus liefern sie Daten, die eine Beurteilung der Wirksamkeit bestimmter Maßnahmen ermöglichen. Als indirekter Spiegel der Drogenproblematik gestatten sie jedoch keine genauen Angaben zur Anzahl drogenabhängiger Personen. (vgl. Gervasoni et al. 1996, 9) Anhand dieser Indikatoren lassen sich jedoch schon etwas bessere Aussagen über Veränderungen von Konsum- und Problemlagen auf den epidemiologischen Verbreitungsstufen 1 und 2 liefern, wenngleich die Sammlung der verwendeten Kennzahlen in der Regel anderen administrativen Zwecken dient. Im oberösterreichischen Drogenmonitoring stehen folgende Daten jährlich zur Verfügung und werden auch in diesem Rhythmus ausgewertet: drogenbedingte Todesfälle, drogenbedingte Anzeigen, Substitutionsdaten.

*Qualitative Interviews mit Schlüsselpersonen und Expertenpanel:* Mit dieser Methode kommt man am ehesten zu aktuellen Trends in bestimmten gesellschaftlichen Gruppen. D.h. endemische Drogenkonsumformen bestimmter Risikogruppen bedürfen dieser aufwändigen Herangehensweise. Im Vergleich zu den bisher angeführten Methoden ist diese Form der Forschung die ressourcen- und kostenintensivste. In diesem Bereich befindet sich das Drogenmonitoring Oberösterreich noch im Aufbau. Institutionenübergreifende Zusammenarbeit, die dazu notwendig ist, erschwert auch die Fortschritte. Erste Ansätze zur Umsetzung eines Exper-

tenpanels in Oberösterreich zeigen jedoch sehr positive Nebeneffekte – eine bessere Kooperation zwischen den Institutionen Suchtprävention, Beratungseinrichtungen und politisch-administrativen Institutionen.

Aus dem Monitoringsystem können wertvolle Informationen und Einschätzungen der Problematik im Bereich der Abhängigkeiten und des Drogenkonsums zur Verfügung gestellt werden. Die Ergebnisse führten im Jahr 2001 zu ersten praktischen Konsequenzen, indem ein Drogen- und Suchtkonzept für Oberösterreich entwickelt und in einem weiteren Schritt das Institut Suchtprävention ausgebaut wurde, um den Ansprüchen wissenschaftlich fundierter Suchtprävention gerecht werden zu können.

### 3. Ethische Aspekte von drogenpolitischen Entscheidungen

Mit einer "Versachlichung" politischer Entscheidungen sind neben einer zu begrüßenden nüchterneren Umgangsweise mit der Sucht- und Drogenpolitik auch problematische Entwicklungen verbunden. Der Terminus "Versachlichung" kann eine neben der politischen Öffentlichkeit angesiedelte einflussreiche Expertokratie fördern und deren Gesinnungsgemeinschaft verschleiern. Ebenso wird ein Spannungsfeld sichtbar, das sich zwischen individueller Lebensgestaltung und gesellschaftlich notwendiger Regulierung auftut. Dieses Spannungsfeld zwischen dem herrschaftlich verordneten "Zwang zur Gesundheit" und einem emanzipativen Postulat auf "Recht auf Gesundheit" ist der zentrale Antagonismus in der ethischen Bewertung präventiver und drogenpolitischer Maßnahmen. Eine "Versachlichung" kann also ebenso eine übertriebene Form des "Governing" verdecken, dessen Mechanismen beispielsweise Michel Foucault auf der Spur war. Mit Governing meine ich den politischen Anspruch, die Identitätsformung des Einzelnen prozesshaft zu steuern. Beispielhaft zeigen Treiber/Steinert 1980 in ihrem Buch "Die Fabrikation des zuverlässigen Menschen" die "massenhaft gestanzte Herstellung gleichförmig disziplinierter Einzelwesen, deren Individuierung eher dem Programm zuwiderläuft." (Legnaro 2001, 95) In Zusammenhang mit der Debatte über ethische und moralische Aspekte der Drogenpolitik, in den Beratungs- und Behandlungseinrichtungen sowie der Prävention lassen sich somit folgende Fragen stellen:

"Darf ein Mensch Substanzen konsumieren, von denen er annehmen muss oder gar weiß, dass sie zur Sucht führen können? Woran kann er sich orientieren? Welche Grenzen sind ihm dabei gesetzt und worauf gründen diese? Damit verbunden ist die Frage nach der Selbstverantwortung für das eigene Leben, der Stellenwert von Genuss im Verhältnis etwa zu Leistung. Aber auch der Problembereich der menschlichen Freiheit ist angesprochen." (Wallimann 2001, 89)

Bei einer wissenschaftlichen Sucht- und Drogenpolitik müssen diese ethischen Aspekte stets mitberücksichtigt werden. Es ist aber festzuhalten, dass die ethische Dimension der Sucht- und Drogenpolitik nach wie vor nicht ausreichend aufgearbeitet ist und diese Aufarbeitung eine wichtige Zukunftsaufgabe der Gesundheitswissenschaften bzw. von mit ihnen kooperierenden Bereichen der Geisteswissenschaften darstellt.

Seifried Seyer  
Institut Suchtprävention

#### Literatur

- Gervasoni et al. 1996: Gervasoni, J.-P./Dubois-Arber, F./Benninghoff, F./Spencer, B./Devos, T. Paccaud, F.: Evaluation der Maßnahmen des Bundes zur Verminderung der Drogenprobleme. Zweiter zusammenfassender Bericht 1990-1996. Kurzfassung, Lausanne 1996
- Illich 1992: Illich, Ivan: Gesundheit in eigener Verantwortung: Danke, Nein!, in Niemandland 10/11, Berlin 1992, S. 7-15
- Kemmesies/Werse/Müller 2003: Kemmesies, U.E./Werse, B./Müller, O.: Drogentrends in Frankfurt am Main 2002, Center for Drug Research, Frankfurt/Main 2003
- Legnaro 2001: Legnaro, Aldo: Dax & Drugs & Event Marketing - einige Notizen zur Verfertigung der allseitig entwickelten kapitalistischen Persönlichkeit, in Jahrbuch Suchtforschung 2, Münster-Hamburg-London 2001, S. 95-112
- Treiber/Steinert 1980: Treiber, Hubert/Steinert, Heinz: Die Fabrikation des zuverlässigen Menschen. Über die Wahlverwandtschaft von Kloster- und Fabrikdisziplin, München 1980
- Wallimann 2001: Wallimann, Thomas: Drogenpolitik kontrovers. Versuch einer ethischen Orientierung, Verlag SFA, Lausanne 2001

## Schulstress begünstigt Griff zur Droge

*Der Drogenkonsum Jugendlicher wird durch frustrierende Erfahrungen im Schulalltag begünstigt, ergab eine österreichweite Studie des Klagenfurter Humaninstitutes.*

Zwei Drittel der Befragten sehen einen direkten oder indirekten Zusammenhang zwischen Schulfrust und der Anfälligkeit für Suchtgiftkonsum. Eine Umfrage im Februar hatte zudem ergeben, dass 51 Prozent der befragten Jugendlichen ihre Befindlichkeit im Schulklima mit „nicht genügend“ beurteilen, nur sieben Prozent fühlen sich „sehr gut“.

Der im April dieses Jahres durchgeführten Umfrage zufolge sind 86 Prozent der Meinung, dass Beziehungsmangel die Hauptursache für die festgestellten Frustrationen darstellt. Langeweile nannten 72 Prozent, 68 Prozent machen das „No Future“-Empfinden der Jugend verantwortlich und 81 Prozent glauben, dass Leistungsstress die primäre Ursache hierfür darstellt. Nur zwölf Prozent sind der Ansicht, dass Schulfrust und Drogenkonsum nichts miteinander zu tun hätten. Für die Untersuchung wurden österreichweit 820 Personen telefonisch befragt. Gemäß dem Leiter des Humaninstitutes, Franz Witzeling, wurden bei der Auswahl der Be-

fragten Familien mit schulpflichtigen Kindern bevorzugt. Weiters wurde darauf geachtet, alle Gesellschaftsschichten zu erfassen. „Einzelpersonen, die keine Berührungspunkte mit dem Thema haben, wurden nicht in die Umfrage aufgenommen,“ so Witzeling.

Zudem wurden 25 Experten persönlich interviewt. Die Vorschläge der Experten, welche Gegenmaßnahmen getroffen werden sollten, reichen von der „Ich-Stärkung“ als mentale Immunisierung gegen Drogen (83 Prozent) bis hin zur Aufwertung von Kreativität gegenüber der vorherrschenden Leistungslosigkeit (72 Prozent). 81 Prozent nannten die Entwicklung einer offenen Beziehungskultur zwischen Lehrern, Schülern und Eltern als wichtige Maßnahme, drei Viertel schlugen mehrdimensionale, vernetzte, sozialklimatische Maßnahmen vor anstelle eindimensionaler Kampagnen und Strafen.

Quelle: ORF ON, 5.5.2004

## Die Hauptschule als Restschule der Nation?

In einem kürzlich erschienenen Artikel in der Financial Times Deutschland wurde „die Hauptschule als Restschule der Nation“ bezeichnet. „Hauptschulen werden nur gebraucht, damit die besseren Schulen ungestört arbeiten können“ (Stadlmayer, 12.02.2004). Ausgehend von der politischen Relevanz und vor allem von der in Deutschland vorherrschenden Debatte um die Bildungssituation und damit verbundenen geringeren Berufsaussichten von ausländischen Jugendlichen, war es das Ziel meiner Untersuchung, Berufswünsche von Kindern mit Migrationshintergrund zu erheben, die kurz vor der Situation stehen, ins Berufsleben einzutreten, wie auch das berufliche Umfeld der Bezugspersonen dieser Kinder zu beschreiben.<sup>1</sup>

### Forschungsdesign

Die unproblematischste Vorgehensweise (vor allem betreffend Durchführung und Kostenaufwand), eine Untersuchung an Kindern durchzuführen, stellt eine schriftliche Klassenraumbefragung dar. Demnach erfolgte im November 2003 eine briefliche Kontaktaufnahme mit allen Linzer Hauptschulen. Schließlich konnten zwei gewonnen werden, sich an der Untersuchung zu beteiligen. Beide Schulen (im Folgenden als HS1 und HS2 bezeichnet) zeichnen sich durch einen enorm hohen AusländerInnenanteil aus. Nach Angaben der DirektorInnen beträgt dieser jeweils zwischen 80 und 90 Prozent.

Die HS1 wurde für die Entwicklung eines standardisierten Befragungsinstruments und die Durchführung eines Pretest herangezogen. Die Befragung wurde Ende 2003 in der HS2 durchgeführt.<sup>2</sup> Aufgrund der sprachlichen Schwierigkeiten konnten in der endgültigen Datenanalyse schließlich nur 83 Kinder berücksichtigt werden. Sowohl Klassenzugehörigkeit (dritte und vierte Klasse) als auch Geschlecht verteilen sich jeweils zu ca. 47 bis 53 Prozent auf die Stichprobe. Gut die Hälfte (54%) der Kinder hat schon einmal im Ausland gelebt. Auf drei Viertel der Eltern trifft dieser Umstand ebenfalls zu. Bei den frei zu wählenden Bezugspersonen (die Art der Fragestellung wird unten näher erläutert) wurden 154 Angaben zu Elternteilen gemacht. Aus diesen Angaben geht hervor, dass diese zu 73 Prozent

im Ausland geboren sind. 54 Prozent (N=141) der Geschwister, 63 Prozent (N=219) der Verwandten und 54 Prozent (N=382) der FreundInnen kamen nicht in Österreich zur Welt.

### Berufswunsch und Bildungsweg

Beinahe jedes zweite Kind (48%) möchte einen Lehrberuf ergreifen, darunter häufig so genannte „typische männliche Lehrberufe“ wie Mechaniker oder Schlosser und „typische weibliche Lehrberufe“ wie Verkäuferin oder Friseurin. 16 Prozent (in erster Linie Mädchen) stellen sich Berufe für ihre Zukunft vor, die eine weiterführende Schule (ohne Matura) voraussetzen würden (Krankenschwester, Kindergartenante). In etwa ein Fünftel der Kinder (19%) hat (noch) keinen Berufswunsch vor Augen. Die restlichen 17 Prozent verteilen sich auf berufliche Ziele, die Matura und/oder einen Universitätsabschluss erfordern oder solche Berufe betreffen, die eher auf einer unrealistischen Vorstellung basieren, wie z.B. „Starfußballer“ (4%).

Des Weiteren wurde nach dem Bildungsweg, der den Berufswunsch realisieren soll, gefragt. Man kann davon ausgehen, dass nur wenig Wissen darüber besteht, wie und mit welchen Ausbildungsschritten das eigene Berufsziel (so vorhanden) erreicht werden kann. Lediglich bei 27 Prozent der Befragten stimmen Berufswunsch und Bildungsweg überein. Beispielsweise antworteten von denjenigen, die einen Lehrberuf erreichen möchten, 30 Prozent auf die Frage „Wie möchtest du dein Berufsziel erreichen?“ mit einem Lehrabschluss. Jedoch meinen 40 Prozent, einen Lehrberuf bereits mit einem Hauptschulabschluss ausüben zu können. Ein Fünftel hat keine Ahnung über den erforderlichen Ausbildungsweg. Andere verworrene Konstellationen (z.B. Zahnärztin mit einem Hauptschulabschluss) können wegen der geringen Fallzahl zwar nicht als Beweis für generelle Unwissenheit herangezogen werden, erwecken jedoch den Eindruck in diese Richtung.

Bildungsinteresse von Seiten der Eltern scheint nach Angaben der Kinder durchaus zu bestehen: Nur 13 Prozent der Aussagen lassen auf Desinteresse (bzw. auf eine Übertragung der Entscheidung auf ihre Kinder)

schließen. Ansonsten verteilen sich die Wünsche der Eltern für ihre Kinder folgendermaßen: Lehre: 30 Prozent, weiterführende Schule: 41 Prozent und Uni/FH: 16 Prozent. Gemeinsame Vorstellungen über den weiteren Bildungsweg bestehen insofern, als ein signifikanter Zusammenhang zwischen den eigenen Vorstellungen und denen der Eltern, vor allem betreffend Lehre und weiterführende Schule, besteht. Anders formuliert: Sehen Kinder ihren Berufswunsch durch einen Lehr- oder weiterführenden Schulabschluss realisiert, dann werden sie dahingehend von ihren Eltern unterstützt/überzeugt. Informationen über Bildungsmöglichkeiten erhalten die Kinder großteils von ihren Eltern (67 Prozent der Kinder nannten unter anderem diese Informationsquelle) und ihren LehrerInnen (26%).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Eltern und Kinder ähnliche Vorstellungen haben, was den Bildungsweg betrifft. Dieser Bildungsweg hat aber nur in den wenigsten Fällen etwas mit dem Berufswunsch zu tun.

### **Sprache und soziales Umfeld**

Gefragt wurde weiters, wie erwähnt, nach dem sozialen Umfeld der Kinder, vor allem im Hinblick auf Sprache und Beruf. Die Kinder wurden gebeten, höchstens zwölf Personen (oben mit dem Begriff „Bezugsperson“ eingeführt) zu nennen, die eine wichtige Rolle in ihrem Leben spielen. Zu diesen Personen wurden Fragen nach dem Geschlecht, nach der Art des Bezugspunkts (mit den Antwortmöglichkeiten: Freunde, Eltern, Geschwister, Verwandte und andere), nach der Häufigkeit des Zusammenkommens, nach der „gemeinsamen Sprache“ (mit den Antwortkategorien „vorwiegend in Deutsch“ und „vorwiegend in einer anderen Sprache“), nach dem Geburtsort und nach dem Beruf bzw. nach der Art der Schule gestellt.

An den „Hauptschulen landen fast nur noch Jugendliche aus bildungsfernen Familien. Die Eltern können ihre Kinder nicht unterstützen. Die meisten Jugendlichen sind sich selbst überlassen, nicht wenige vernachlässigt. Die Schulen können die sozialen Defizite der Familien nicht auffangen. Dazu kommt das enorme Sprachproblem. Viele Hauptschüler haben ausländische Eltern. Sie reden untereinander in ihrer Muttersprache oder in verstümmeltem Deutsch“ (Stadlmayer,

12.02.2004). Tabelle 1 (siehe Anhang) lässt erkennen, dass sowohl mit den Eltern (Vater und/oder Mutter) als auch mit den Verwandten vorwiegend in einer anderen Sprache als Deutsch gesprochen wird. Deutsch unterhält man sich in erster Linie mit den Freunden.<sup>3</sup>

Die Anzahl der Bezugspersonen inklusive vollständiger Tätigkeitsangabe beläuft sich auf 899 Nennungen.<sup>4</sup> Die Tätigkeiten des Freundeskreises (N=394) gestalten sich folgendermaßen: 81 Prozent besuchen eine Hauptschule (davon 70% die gleiche Schule), die restlichen 19 Prozent verteilen sich auf verschiedenste Tätigkeitsbereiche, wie z.B. Kindergarten bzw. Volksschule (3%) oder weiterführende Schule (4%).

In Tabelle 2 (s.u.) werden das familiäre Umfeld und seine Tätigkeiten berücksichtigt. Es ist erkennbar, dass der Überhang an statusniedrigeren Tätigkeiten relativ ausgeprägt ist. Betrachtet man beispielsweise die in dieser Tabelle angegebenen Prozentzahlen an Arbeitslosen, so sieht man, dass sich diese deutlich vom Linzer Durchschnittswert (AMS OÖ: Stand Februar 2004: 5,3%) unterscheiden.

Um das berufliche soziale Umfeld näher zu betrachten, erschien es mir sinnvoll, mich nur auf Verwandte und Eltern zu konzentrieren und nur solche Angaben zu berücksichtigen, die tatsächlich auf die Ausübung eines Berufes schließen lassen (da es sich bei den Geschwistern vorwiegend um Gleichaltrige handelt, die eine Schule besuchen). In Tabelle 3 (s.u.) ist die Verteilung der Berufe erkennbar. Beinahe drei Viertel der Eltern(teile) und Verwandten üben so genannte Hilfsarbeiten aus.

Die Frage, ob nun Kinder, deren Eltern in erster Linie statusniedrige Berufe ausüben oder von Arbeitslosigkeit betroffen sind, andere Ängste besitzen als Kinder, deren Eltern diese Merkmale nicht aufweisen, kann mit dieser Untersuchung (aufgrund des Fehlens einer Kontrastgruppe) nicht beantwortet werden. Dennoch soll ein kurzer Überblick über die Ängste der befragten Kinder gegeben werden:

Angst vor Arbeitslosigkeit haben 46 Prozent der befragten Kinder; Angst vor Armut hat jedes fünfte Kind (20%). Ein signifikanter Zusammenhang zwischen persönlicher Betroffenheit (beispielsweise Arbeitslosigkeit

in der Familie) und diesen Ängsten konnte nicht gefunden werden. Bei dieser Altersgruppe stehen andere Ängste im Vordergrund: Angst vor Krieg haben zwei Drittel und vor dem Tod ca. 60 Prozent der Kinder. Die Hälfte fürchtet sich vor einem Terroranschlag. Die Vermutung, dass vor allem Kinder aus Krisengebieten (ehemaliges Jugoslawien oder Rumänien), wo neben Elend auch Probleme wie Kriminalität und kriegerische Handlungen an der Tagesordnung stehen/standen, diese Ängste haben, kann wegen einer geringen Signifikanz nicht bestätigt werden.

### **Problembenennung und Zusammenfassung**

Alles in allem ergibt sich ein Bild, das auf das in der Sozialstruktur an Bedeutung gewinnende Phänomen der Unterschichtung, d.h. die „Besetzung statusniedriger Berufe durch ImmigrantInnen“ (Arndt, o.A.) auch durch die zweite Immigrantengeneration, hinweist. Weiters werden Gettoisierungstendenzen bzw. Formen sozialer Ausschließung offensichtlich: Freunde werden in erster Linie im Umfeld der Schule gefunden. Die Schule stellt den zentralen Raum im Leben der Kinder dar, wo überwiegend in Deutsch kommuniziert wird. Abgesehen von LehrerInnen kommen die Kinder wenig bis gar nicht mit „höheren Schichten“ (beispielsweise in Form von Berufs- und Bildungsklassen) in Berührung, die für sie eine Vorbildwirkung haben könnten. Vordergründiges Kennzeichen des sozialen Umfeldes der Kinder stellen statusniedrige Berufe und eine deutlich höhere Arbeitslosenrate dar. Aus den Bildungswünschen der Kinder geht hervor, dass sich das Problem der Unterschichtung in ihrer Generation aller Voraussicht nach fortsetzen wird. Dies kommt vor allem durch das geringe Wissen (bzw. Desinteresse) über weitere Bildungswege bzw. Realisierungsmöglichkeiten der Berufswünsche zum Vorschein.

Um die angesprochene Problematik näher zu ergründen, wäre eine Vergleichsstudie anzustreben, die sowohl das Umfeld von Hauptschülern österreichischer/nicht österreichischer Herkunft durchleuchtet als auch deren Berufswünsche und Wissen über zukünftige Bildungsmöglichkeiten untersucht. Damit könnte der von Geißler (2003:4) formulierten Forderung entsprochen werden: „Heute entspricht der ehemals besonders benachteiligten Arbeitertochter der mit äußerst schlechten Chancen ausgestattete Migrantensohn. Bildungsso-

ziologische Ungleichheitsforschung muss sich daher neben der Schicht- und Klassenanalyse auf ethnische Minderheiten- bzw. Integrationsforschung konzentrieren.“ Weiters müsste sich Ungleichheitsforschung in diesem Zusammenhang der zweiten ImmigrantInnen-generation widmen und gleichzeitig mit älteren (als den hier befragten) Jugendlichen auseinandersetzen. Die daraus gewonnenen Daten könnten dazu beitragen, einer fortschreitenden Gettoisierung – im Sinne von AusländerInnenschulen – entgegenzuwirken.

Sarah Sebinger

*Die Autorin ist Mitarbeiterin der OÖ Gebietskrankenkasse, Referat Gesundheitsförderung und Vorsorgemedizin, und am Institut für Soziologie der Universität Linz.*

### **Anmerkungen**

- 1 Ziel dieser explorativen Erhebung (ohne Anspruch auf Repräsentativität) war es, einen ersten Einblick in diese Situation zu bekommen, um schließlich adäquate Forschungsfragen und Problemgebiete zu formulieren, die möglicherweise eine weiterführende Untersuchung dringlich erscheinen lassen.
- 2 Der Direktorin, die mir mit Rat und Tat zur Seite stand, sei an dieser Stelle ganz herzlich gedankt.
- 3 Das Gesamt-N von 948 in Tabelle 1 bedeutet, dass nur jene Antworten in der Analyse berücksichtigt wurden, die Angaben zum Bezugspunkt und zur Sprache beinhalteten.
- 4 „Andere“ Personen wurden, wegen der geringen Anzahl an Nennungen, nicht in der Analyse des sozialen Umfeldes berücksichtigt.

### **Quellen**

- Arndt, Ch. Sozialstrukturanalyse, Schichtmodelle, Modelle sozialer Milieus und Gesundheit: [http://stud-www.uni-marburg.de/~Arndtc/Sozialstrukturanalyse\\_Handout.htm](http://stud-www.uni-marburg.de/~Arndtc/Sozialstrukturanalyse_Handout.htm)  
 AMS OÖ: <http://www.ams.or.at>  
 Geißler, R. In: Tagungsbericht Bildung und soziale Ungleichheit in der Wissensgesellschaft (Bericht über die gemeinsame Jahrestagung 2003 der Sektionen „Bildung und Erziehung“ und „Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vom 10. - 12. Juli 2003 an der Universität Rostock): <http://www.soziologie.uni-rostock.de/sozialstruktur/tagungen/down/BildungUngleichheitTagungsbericht.pdf>  
 Stadlmayer, T. Hauptschule als Restschule der Nation. In: FTD (Financial Times Deutschland), 12.02.2004: <http://www.ggg-nrw.de/Presse/FTD.2004-02-12.Stadlmayer.html>  
 Mayer, K.U. Berufliche Tätigkeit, berufliche Stellung und beruflicher Status – empirischer Vergleich zum Klassifikationsproblem. In: Pappi, F. U. (Hrsg.): Sozialstrukturanalyse mit Umfragedaten. Regensburg, 1979.

**Tabelle 1: Sprache und soziales Umfeld (Angaben in Prozent)**

	Eltern N=152	Verwandte N=221	Geschwister N=142	Freunde N=387	Andere* N=46
vorwiegend deutsch	30,9	33,9	43,7	71,6	71,7
vorwiegend andere Sprache	69,1	66,1	56,3	28,4	28,3
Gesamt (N = 948)	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0

\* Unter „Andere“ wurden vorwiegend LehrerInnen genannt

**Tabelle 2: Tätigkeiten des sozialen Umfeldes<sup>5</sup> (Angaben in Prozent; Zeilenprozente)**

	Hilfsarbeiten	gelernter Arbeiter	Arbeitslos	Pension	Hausfrau	Sonstiges
Eltern (N=154)	41,6	6,5	12,3	5,2	26,6	7,8
Verwandte (N=212)	20,3	5,2	9,0	17,5	12,7	35,3*
Geschwister (N=139)	7,2	5,0	9,4	0,0	2,2	76,2*

\*vor allem Besuch einer Schule

**Tabelle 3: Berufliche Tätigkeiten des sozialen Umfeldes\* (Angaben in Prozent)**

	Hilfsarbeiten	gelernter Arbeiter	Sonstiges	Gesamt
Eltern (N=86)	74,4	11,6	14,0	100,0
Verwandte (N=63)	68,3	17,5	14,2	100,0
Eltern & Verwandte (N=149)	71,8	14,1	14,1	100,0

\*Die Klassifikation der Berufe in Tab. 2 und 3 erfolgte nach Mayer 1979

## Sabbaticals: „Ausstieg auf Zeit“

*Die Bremer Sozialwissenschaftlerin Barbara Siemers erkundete die mit neuen betrieblichen Freistellungsmodellen gemachten Erfahrungen.*

Die gesellschaftliche Modernisierung treibt einen tiefgreifenden Zeitenwandel voran. Nicht nur die Arbeitsbedingungen, sondern die Lebensverhältnisse insgesamt sind betroffen. Die Koordination des Alltagslebens, aber auch die Integration verschiedener Aktivitäten im Lebensverlauf wird immer schwieriger, so dass viele Menschen nach neuen Arrangements zwischen Beruf und freier Zeit suchen. Insbesondere berufliche Anforderungen erweisen sich häufig als Überforderun-

gen und verhindern eine zufrieden stellende Balance der verschiedenen Lebensbereiche. Immer mehr Menschen stellen aber auch neue Ansprüche an individuelle Zeitsouveränität und wünschen ein höheres Maß an Zeitwohlstand. Sabbaticals als ein zeitlich befristeter Ausstieg aus der Erwerbsarbeit versprechen besondere Chancen, aus engen Zeitkorsetts auszubrechen und den Traum vom Zeitwohlstand wahr zu machen.

In ihrer kürzlich an der Universität Bremen fertig gestellten Dissertation beschäftigt sich die Sozialwissenschaftlerin Barbara Siemers mit dieser in Deutschland noch wenig erforschten Form der Arbeitszeitgestaltung. Reizvoll und innovativ sind Sabbaticals vor allem deswegen, weil diese „Ausstiege auf Zeit“ sich im Unterschied zu anderen Flexibilisierungsformen von Arbeit durch ein hohes Maß an Freiwilligkeit und Eigenverantwortung auszeichnen: Sabbaticals sind frei wählbar, besitzen durch ihre (in Deutschland) von mehreren Monaten bis hin zu Jahren reichende Dauer ungewöhnliche Nutzungschancen und sind in der Zeitverwendung nicht an festgelegte Zwecke gebunden.

Diese Perspektiven haben in den vergangenen Jahren dazu geführt, dass Sabbaticals in deutschen Medien auf große Aufmerksamkeit stießen. Dabei wurden häufig jedoch zufällige Erfahrungen einzelner Sabbaticalnutzer willkürlich herausgegriffen, idealisiert und oft geradezu mystifiziert. Im Gegensatz hierzu zielt die von Barbara Siemers an der Universität Bremen durchgeführte Untersuchung auf eine empirisch fundierte Erfassung von Sabbaticals, um einen differenzierteren Blick auf deren Realität und die mit der Freistellungsoption verbundenen Risiken und Chancen zu ermöglichen.

In acht unterschiedlichen Bereichen der Privatwirtschaft und des öffentlichen Dienstes führte die Autorin zunächst Expertengespräche mit Personalleitungen und Interessenvertretungen. Auf dieser Grundlage konnte sie betriebliche Freistellungsregelungen zusammenfassend darstellen und deren Bedingungen und Handlungsoptionen vergleichend analysieren. Das Herzstück ihrer Forschungsarbeit bildet aber die Untersuchung der individuellen Motive und realen Verwendungsweisen von Sabbaticals. Wie nutzen Menschen ihr Sabbatical, welche Erfahrungen machen sie während der Zeit ihrer Freistellung, wie bewerten sie anschließend diese besondere Phase ihres Lebens? Beeinflusst die Erfahrung des Sabbaticals auch nachhaltig die Bewertung und Verwendung von Zeit?

Die Daten über mehr als 100 Sabbicalanwenderinnen und Anwendern dienten der Bremer Wissenschaftlerin als Basis. Mit rund 30 von ihnen führte sie mehrstündige Interviews. Es zeigte sich, dass die durch Sabbaticals gewonnene freie Zeit nur ausnahmsweise für besonders spektakuläre Vorhaben genutzt wird. Häufiger

anzutreffen sind eher bescheidene und alltagsnahe Verwendungszwecke: Regeneration und Muße, Familienaufgaben, berufliche Weiterbildung, persönliche Neuorientierung in biographischen Entscheidungssituationen oder auch die Realisierung persönlicher Vorlieben in ganz eigenen Projekten.

### **Sabbaticals teilweise von Notlagen bestimmt**

Wie Barbara Siemers zeigt, ist die Inanspruchnahme von Sabbaticals trotz hoher Freiheitsgrade für die einzelnen Personen oft sehr „voraussetzungsvoll“. Nicht selten müssen sie ihren Sabbaticalwunsch im Unternehmen gegen Widerstände von Vorgesetzten und Kollegen durchsetzen, haben sie erhebliche finanzielle Einbußen hinzunehmen und auch im privaten Umfeld müssen häufig Vorurteile überwunden oder Koordinationsprobleme gemeistert werden. Sehr deutlich wird auch, dass Sabbaticals oft nicht „frei gewählt“ werden, sondern eine Antwort auf eine ansonsten nicht lösbare Notsituation darstellen, zum Beispiel im Bereich der Familie, der Gesundheit oder des beruflichen Weiterkommens. Sabbaticals sind nicht - wie im „Mythos“ nahegelegt - allein von Freiheit und Selbstbestimmung, sondern können auch von strukturellen Notlagen bestimmt und geprägt sein.

Sabbaticals sind also nicht einfach Türöffner ins „Reich der Freiheit“, sondern unterliegen - so ein wesentlicher Befund der Arbeit - einer je spezifischen Ambivalenz von Potenzialen und Zwängen. Zwar gelingt es den NutzerInnen mit dem zeitweiligen Ausstieg aus der Erwerbsarbeit, sich ein besonderes Zeitfenster und neue persönliche Entfaltungschancen zu öffnen, doch reagieren sie damit zugleich auf sie bedrückende Zwänge und Heraus- oder Überforderungen des Alltags. Werden Sabbaticals gewählt aus Mangel an anderen Handlungsalternativen, weil anders Gesundheits-, Familien-, Qualifizierungs- oder Selbstverwirklichungsinteressen nicht realisiert werden können, macht dies bislang ungelöste Konflikte in der modernen Arbeitsgestaltung deutlich. Für diese stellen aber Sabbaticals – so Barbara Siemers - häufig lediglich eine individuelle und nicht selten in ihren Wirkungen ambivalente Teilantwort dar.

**Quelle:** idw; Pressemitteilung der Universität Bremen vom 3.6.2004

## IntegrationsSchülerInnen auf Erfolgskurs

*Eine Studie der Universität Linz dokumentiert Fortschritte bei der schulischen und beruflichen Integration von SchülerInnen mit sonderpädagogischem Förderbedarf.*

„Auch wenn es, wie aus der Studie ableitbar, IntegrationsSchüler sichtbar schwerer haben, ihren Wunschberuf zu verwirklichen, so konnten doch 40 Prozent von ihnen ihre beruflichen Zukunftsvorstellungen verwirklichen“, betonte Irene Dyk vom Institut für Gesellschafts- und Sozialpolitik bei einer gemeinsamen Pressekonferenz mit dem oberösterreichischen Landeshauptmann Josef Pühringer Ende April.

Die Befragung richtete sich an 100 Jugendliche, die zuletzt eine Integrationsklasse besucht hatten. Die Hälfte davon hatte einen sonderpädagogischen Förderbedarf wie etwa Lern- und Leistungsschwächen, Körper- bzw. Sehbehinderungen, andere Sprachzugehörigkeit, die andere Hälfte waren Regelschüler. Die Studie ergab, dass nicht nur viele IntegrationsSchülerInnen, sondern auch 82 Prozent der ehemaligen RegelschülerInnen ihre beruflichen Zukunftsvorstellungen verwirklichen konnten.

### Lehre nach Pflichtschulabschluss

„Gerade für Jugendliche mit Handicap gestaltet sich die Stellensuche nicht immer leicht. Den Bemühungen um eine berufliche Integration von Menschen mit einer Lern- bzw. geistigen Behinderung in den regulären Arbeitsprozess kommt daher auch weiterhin ein bedeutender Stellenwert zu“, betonte Dyk. Die Befragung erbrachte, dass „die Jugendlichen beider Gruppen, die

sich nach dem Pflichtschulabschluss entschieden haben, in das Berufsleben einzutreten, ausschließlich der Absolvierung einer Lehre den Vorzug geben“, so Dyk weiter.

Durch die Änderung des Berufsausbildungsgesetzes im September 2003 seien neue rechtliche Rahmenbedingungen geschaffen worden, die eine große Chance für Integrations-Jugendliche bedeuten würden. Es bestehe dadurch nun die Möglichkeit einer „maßgeschneiderten Ausbildung“, wodurch ganz gezielt auf die individuellen Bedürfnisse eines jeden einzelnen Jugendlichen Rücksicht genommen werden könne, sagte Landeshauptmann Pühringer.

Ein positives Feedback kommt der Studie zufolge von Firmen, die bereits einen Integrationsjüngling ausgebildet haben. „Die meisten Arbeitgeber waren sehr zufrieden und würden es wieder tun“, erläuterte Dyk. Um die berufliche Integration weiter voranzutreiben, hält sie es für notwendig, entsprechende Maßnahmen zu forcieren, etwa „eine besondere Unterstützung bei der Stellensuche, Hilfe für die Eltern und eine besondere Zusprache für weibliche Arbeitsuchende“.

**Quellen:** Information zur Pressekonferenz mit LH Josef Pühringer und Univ.-Prof. Irene Dyk am 26.4.2004 zum Thema „Werdegang integrativ betreuter Schüler/innen nach Beendigung der Pflichtschulzeit in OÖ“; science.orf.at

### Webtipp

Das Deutsche Institut für Erwachsenenbildung (DIE) hat nunmehr seine Print-Publikation "Bibliographie zur Erwachsenenbildung Deutschsprachige Literatur" durch eine vierteljährlich aktualisierte und online aufrufbare Neuerwerbungsliste ersetzt:

<http://www.die-bonn.de/service/literatur/neuerwerbungsliste.htm>

Die Präsentation im Internet bietet eine aktuelle, thematisch gegliederte Auswahl von fachlich interessanten Monographien, Sammelwerken und Zeitschriftenaufsätzen. Die frei zugängliche Literaturlistenbank bietet mit 80.000 Titeln eine komfortable Möglichkeit für eigene komplexe bibliographisch ausgerichtete Recherchen. Auch die internationale Literatur wird nunmehr gleichberechtigt mit aufgenommen.

## Behindertenpolitik zwischen Beschäftigung und Versorgung

Noch immer steht eine Antwort auf die Frage aus, wie OECD-Länder die beiden eng verknüpften, potentiell aber gegensätzlichen Anliegen der Behindertenpolitik miteinander in Einklang bringen können. Zum einen soll sichergestellt sein, dass behinderte Mitbürger nicht ausgegrenzt werden: dass sie zu größtmöglicher Teilhabe am Wirtschafts- und Gesellschaftsleben ermutigt und befähigt werden, insbesondere zur Aufnahme einer entgeltlichen Beschäftigung, und dass sie nicht leichtfertig oder frühzeitig aus dem Arbeitsmarkt gedrängt werden. Zum anderen soll gewährleistet werden, dass behinderte Personen über sichere Einkommen verfügen: dass sie nicht aufgrund von Behinderungen, die ihr Verdienstpotalential einschränken, der Mittel für ein menschenwürdiges Leben beraubt werden.

Der vorliegende Bericht liefert eine Analyse des Spektrums an Arbeitsmarktmaßnahmen und Programmen zur sozialen Sicherung für Menschen mit Behinderungen. Durch die Untersuchung der Zusammenhänge zwischen den ergriffenen Maßnahmen und den erzielten Ergebnissen in zwanzig OECD-Ländern sollen die Probleme der Behindertenpolitik aufgezeigt und erfolgreiche Maßnahmen bzw. Maßnahmenpakete identifiziert werden. Empfohlen wird eine stärkere Orientierung der Behindertenpolitik an der Philosophie der Programme für Arbeitsuchende, und zwar durch:

- eine Betonung von Aktivierungsmaßnahmen
- die Förderung von auf den Einzelnen zugeschnittenen Frühinterventionen
- die Beseitigung von Negativanreizen zur Aufnahme einer Beschäftigung
- die Einführung einer Kultur der gegenseitigen Verpflichtungen
- die Einbeziehung der Arbeitgeber

*Organisation für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung / Europäisches Zentrum Wien (Hg.): Behindertenpolitik zwischen Beschäftigung und Versorgung. Ein internationaler Vergleich Reihe „Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung“, Band 12, Campus Verlag, 2003, 408 S., EUR 29,90*

## „Zivilcourage lernen“

Zivilcourage ist eine viel beschworene, aber oft unbequeme Tugend. Zivilcourage ist gleichbedeutend mit einer Kultur des „Hinschauens“ und des „Eingreifens“ in einer sozial verantwortlichen Bürgergesellschaft. Zivilcourage oder sozialer Mut ist jedoch nicht nur in akuten Not- und Bedrohungssituationen gefragt, sondern auch in vielfältigen Alltagssituationen am Arbeitsplatz im Betrieb und Verwaltungen, im Verein oder in der Partei. Zivilcourage heißt im Konfliktfall gegen den Strom schwimmen, anecken, Widerspruch üben, sich einsetzen für andere, sich wehren, mutig einschreiten. Wie wehrt man sich gegen Mobbing und sexuelle Belästigung, wie ermutigt man andere, etwas zu tun, ohne sich selbst in Gefahr zu bringen?

Zu diesen Fragen hat der Tübinger Politikwissenschaftler Gerd Meyer vor zwei Jahren ein praxisorientiertes Kooperations- und Publikationsprojekt initiiert und geleitet. Das Ergebnis sind zwei Bände: Die Monographie „Lebendige Demokratie: Zivilcourage und Mut im Alltag“ behandelt die theoretischen Grundlagen, indem einschlägige Forschungsergebnisse zusammengefasst werden und untersucht wird, was Menschen veranlasst, Zivilcourage im Alltag zu zeigen. Der Praxisband „Zivilcourage lernen“ vereint Praxisanalysen aus Politik und Gesellschaft mit Materialien für die politische Bildung. Auf über 400 Seiten analysieren 33 Wissenschaftler und Praktiker das Verständnis, Bedingungen und Chancen der Förderung von Zivilcourage. An Beispielen und in Fallstudien zeigen sie zivil-couragiertes Handeln in unterschiedlichen Handlungsfeldern auf. Für die Praxis der politischen Bildungsarbeit werden Arbeitshilfen, Seminarmodelle und Trainings vorgestellt. Dem Band liegt zudem eine CD-ROM mit multimedialen Lernarrangements bei.

*Gerd Meyer: Lebendige Demokratie: Zivilcourage und Mut im Alltag.*

*Forschungsergebnisse und Praxisperspektiven. Nomos Verlag Baden-Baden, 2004*

*Gerd Meyer / Ulrich Dovermann / Siegfried Frech / Günther Gugel (Hg.):*

*Zivilcourage lernen - Analysen, Modelle, Arbeitshilfen. Bonn/Stuttgart/Tübingen 2004, 448 S.*

### **Grundkurs Armutsforschung**

Armut ist ein komplexes Problem. Armutsforschung ist über verschiedene Disziplinen verstreut. Armutsbekämpfung braucht neue Ideen. Der „Grundkurs Armutsforschung“ möchte eine Einführung in das Thema „Armutsforschung und Armutsbekämpfung“ geben. Der Kurs richtet sich sowohl an Studierende, die sich mit der Thematik beschäftigen, wie an PraktikerInnen der Sozialpolitik in Organisationen und Vereinen.

Veranstalter: Arbeitskreis „Armutsforschung“  
Leitung: Prof. Clemens Sedmak, Universität Salzburg  
Termin: 6. bis 10. September 2004  
Ort: Haus der Begegnung, Rennweg 12, 6020 Innsbruck  
Kosten: EUR 100,- (inkl. Mittagessen), EUR 220,- (inkl. Halbpension mit 4 Übernachtungen)  
Kontakt: Tel. 0512/587869; Mail: hdb.office@dioezese-innsbruck.at

### **Zuwanderung und Integration gestalten – Zukunft gewinnen**

#### *Integrationskongress des Deutschen Caritasverbandes*

Die Integration von Menschen mit Migrationshintergrund ist eine gesamtgesellschaftliche Querschnittsaufgabe und fordert die Gesellschaft (Einheimische und Menschen mit Migrationshintergrund) als Ganzes heraus. Die bereits bestehenden Angebote und Maßnahmen zur Unterstützung dieses Integrationsprozesses müssen nach Ansicht der Caritas künftig besser verzahnt, inhaltlich abgestimmt und koordiniert werden, was gleichzeitig ein wichtiger Beitrag zur Erhöhung der Transparenz wäre.

Vor diesem Hintergrund lädt der Deutsche Caritasverband zu einem Austausch über die Bedingungen, Herausforderungen und Ziele des Integrationsprozesses ein. Gemeinsam mit Vertretern aus Wissenschaft und Forschung, Politik und Verbänden soll über die Umsetzung integrationspolitischer Konzepte und die damit verbundenen Anforderungen an die Gesellschaft diskutiert werden.

Zu folgenden Themen sind Referate geplant:

- \* Positionierung des Deutschen Caritasverbandes zur gesellschaftlichen Realität in Bezug auf die Integration von Menschen mit Migrationshintergrund
- \* Anforderungen an eine Integrationspolitik vor dem Hintergrund der Reform des Sozialstaates
- \* Analyse zum Stand der Integrationsbemühungen in Deutschland
- \* Was heißt Integration? Annäherung aus wissenschaftlich-soziologischer Sicht
- \* Rechtliche Rahmenbedingungen der Integration von Menschen mit Migrationshintergrund
- \* Integration in der Zukunft – Perspektiven und Visionen für eine „neue“ Gesellschaft

Zur vertieften Analyse und Diskussion sind weiters Foren zu den Themenbereichen „Handlungsfelder der Integration“ und „Agenten und Instrumente der Integration“ vorgesehen.

Beginn: 28.9.2004 um 14:00 Uhr  
Ende: 30.9.2004 um 12:00 Uhr  
Tagungsort: Umweltforum Berlin – Auferstehungskirche, Pufendorfstraße 11, 10249 Berlin  
Veranstalter: Deutscher Caritasverband e.V.  
Kontakt: Laura.Zucconi@caritas.de



## **KONTRASTE**

Erscheinungsort Linz, P.b.b. Verlagspostamt Linz. Wenn unzustellbar, zurück an die Redaktion KONTRASTE:  
Johannes Kepler Universität Linz, Institut für Gesellschafts- und Sozialpolitik, Altenbergerstr. 69, 4040 Linz

### Impressum:

Herausgeber, Medieninhaber, Verleger: Sozialwissenschaftliche Vereinigung, mit Unterstützung der Universität Linz, Institut für Gesellschafts- und Sozialpolitik

### Erscheinungsweise:

10 Ausgaben pro Jahr

### Redaktionsadresse:

KONTRASTE: Johannes Kepler Universität Linz, Institut für Gesellschafts- und Sozialpolitik, Altenbergerstr. 69, 4040 Linz, Tel.: ++43 (0)732/2468-7168

Mail: [hansjoerg.seckauer@jku.at](mailto:hansjoerg.seckauer@jku.at)

Web: <http://www.gespol.jku.at/kontraste.php>

Abo-service, Sekretariat: Irene Auinger, Tel.: ++43 (0)732/2468-7161; Fax DW 7172

Mail: [irene.auinger@jku.at](mailto:irene.auinger@jku.at)

### Redaktionsteam:

Mag. Hansjörg Seckauer, Dr. Christine Stelzer-Orthofer, Mag. Susanna Rothmayer, Mag. Bettina Leibetseder

Wir freuen uns über zugesandte Manuskripte, die Redaktion behält sich jedoch das Recht auf Kürzung und Entscheidung über die Veröffentlichung vor. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

Redaktionsschluss ist jeweils der 20. des Vormonats.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge können, müssen aber nicht die Meinung der Redaktion wiedergeben.

Die vorliegende Ausgabe wurde in Zusammenarbeit mit dem Institut Suchtprävention (Koordination: Dr. Rainer Schmidbauer) erstellt.

### Wissenschaftliche Beratung:

Univ. Prof. Dr. Josef Weidenholzer, Univ. Prof. Dr. Irene Dyk, a.Univ. Prof. Dr. Evelyn Gröbl-Steinbach

### Lektorat; Satz:

Mag. Hansjörg Seckauer

Kontraste finanzieren sich fast ausschließlich aus Mitgliedsbeiträgen und Abonnements:

Jahresabo EUR 65,40; Halbjahresabo EUR 32,70; StudentInnen, Arbeitslose und PensionistInnen EUR 36,30

Gratis Probeabo für drei Monate\*; Kündigung bis einen Monat vor Ablauf möglich.

\* Alle Preise inklusive Versand. Einzelheft EUR 5,45 exkl. Versand.

### Bankverbindung:

Sparkasse OÖ, BLZ 20320, Kontonr. 7500-002453